

SCHLESISIEN

NOVEMBER/DEZEMBER 1940



HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN · GAUVERLAG-NS-SCHLESISIEN Breslau · JAHRG. 2 NR. 11 12 · 1-RM



SCHLESISIEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN GESAMTSCHLESISCHEN RAUM
HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN

2. JAHRG. · NOV./DEZ. 1940 · FOLGE 11/12

STÄNDIGE MITARBEITER: PROFESSOR DR. HERMANN AUBIN
DR. FRITZ ARLT · DR. ERNST BIRKE · OBERBÜRGERMEISTER
DR. HANS FRIDRICH · DR. HANS-WERNER FISCHER · DR. FRITZ
GESCHWENDT · PROVINZIALKONSERVATOR PROFESSOR DR.
GUNTHER GRUNDMANN · LANDESLEITER ALFRED HARTLIEB
LANDESRAT GEORG KATE · DIREKTOR VICTOR KAUDER
DR. WERNER KUDLICH · PROF. DR. WALTER KUHN · GAU-
OBMANN JULIUS MERZ · OBERBÜRGERMEISTER WALTHER
SCHMIEDING · SCHULRAT KARL SCHODROK · GEN.-DIR.
GEORG SIEFEN · KUNSTHISTORIKER BERNHARD STEPHAN

INHALT

| | |
|---|-----|
| PROF. DR. OTTO BRUNNER (Universität Wien): Schlesien und die Donau-Monarchie | 246 |
| DR. KURT GROBA: Friedrichs „Merkantilismus“ | 249 |
| Schloß Lissa | 251 |
| DR. HANS TINTELNOT: Breslauer Stadtansichten aus dem Biedermeier | 255 |
| Anekdoten um Friedrich den Großen | 257 |
| Aus des Großen Königs Arbeit für Schlesien | 258 |
| Die Pafzfestung Silberberg (aus der Dissertation von Dr. Bleyl) | 262 |
| DR. EDGAR SCHINDLER: In der historischen Blaudruckerei zu Steinau a. O. | 267 |
| Berichte | 272 |

UMSCHLAG-ZEICHNUNG: GEORG MÜLLER

Des Großen Königs Unterschrift

Die hier wiedergegebene Kabinettsordre vom 8. Oktober 1785 an den Etatminister von Hoym ist eines der vielen tausend Schriftstücke, die des Großen Königs Namenszug tragen. Die Unterschrift eines Menschen ist wohl deshalb ein besonders helles Blickecht aus dem Spiegel seiner Gesamtpersönlichkeit, weil der Namenszug in den weitaus meisten Fällen ohne eine innere Hemmung aus der Feder fließt, und so alles das schlackenfrei vor Augen liegt, was das Wesen eines Menschen ausmacht. Wir wollen keineswegs in diesen kurzen Zeilen den Versuch einer Deutung der Schriftzüge dieses Großen aus der deutschen Geschichte machen. Wir kennen sein Wesen zum Glück aus seinen unsterblichen Taten, aus seinem großen literarischen Werk und aus dem Urteil seiner Zeitgenossen so, daß wir den Schriftdeutern getrost die Probe auf das große Beispiel überlassen können.

Eines aber wollen wir bei der Betrachtung dieser kleinen Altersunterschrift des Großen Königs einmal feststellen: wie jede Unterschrift eines Menschen, so hat sich auch die Unterschrift Friedrichs des Großen in den verschiedenen Abschnitten seines Lebens in der Form gewandelt. Der Wesenszug aber ist immer der gleiche. Wir können die Unterschriften des großen Preußenkönigs in zwei getrennte Arten einteilen: in die lateinisch geschriebenen Unterschriften seiner französischen Briefe und in die mit deutschen Buchstaben geschriebenen Unterschriften unter sämtlichen amtlichen Dokumenten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die lateinische Unterschrift Friedrichs des Großen mitunter eine ausgesprochene Grazie aufweist, so unter einem Brief an seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, vom 4. Dezember 1763. Es ist höchst bemerkenswert, daß Friedrich bei der französischen Unterschrift seines Namenszuges mitunter das »r« hinter dem »F« fortläßt. Unter seinen in deutschen Buchstaben geschriebenen Unterschriften macht sich folgender Wandel bemerkbar: Die Unterschrift aus der Jugendzeit, wie etwa die vom 11. Dezember 1733 an seinen Vater, findet sich in ihrem Wesen wieder in Altersunterschriften, bei denen schwere Krankheit auf dem gebrechlichen Körper lastete. Dazwischen aber kommt die Zeit des vorwärtstürenden, jungen Heldentums der ersten beiden schlesischen Kriege. In dieser ganzen Zeit ist die Unterschrift völlig zusammengezogen, und die einzelnen Buchstaben fließen in einer leicht gebogenen Linie, an deren Anfang die große Peitsche des »F«, und an deren Ende der markante Strich des »ch« steht.

Dieser Anfang und dieses Ende ist dem Helden treu geblieben, als er, vom Ruhme gekrönt, in unermüdlicher Friedensarbeit um Schlesien rang. Es ist dabei reizvoll, kleine Wandlungen zu betrachten, so, wenn er etwa das Fürstendiplom einer schlesischen Familie unterzeichnet, und er sich anschickt, seinen Namen der Würde des Dokumentes entsprechend deutlich auszuschreiben. Der schnelle Geist gelangt aber nur bis zum zweiten Buchstaben, dem »r«, und dann ist schon der beendende Schwung da. Oder er schreibt am 26. April 1775 an eine Dame, der er höflichen und vorsichtigen Bescheid auf eine Eingabe gibt. Der Namenszug trägt irgend etwas Elegantes in sich.

Der hier veröffentlichte Namenszug aus seinem letzten Lebensjahr ist die Unterschrift des sparsamen Alters. Zweifellos hat die Gicht ihn in diesen Zeiten ebenso häufig geplagt wie die Nachwehen der schweren Erkrankung, die er sich bei der Revue in Schlesien im August 1785 geholt hatte. Im ganzen aber sieht man dieser kleinen konzentrierten Unterschrift eine innere Befriedigung an darüber, daß wieder ein Steinchen zu der Riesenarbeit für den Staat gefügt worden ist. Denn es läßt sich nicht leugnen, die Buchstaben seiner Unterschrift gehen nach oben! Die Arbeit liegt hinter ihm, die verschiedenen Maßnahmen, die er mit dem Brief zu treffen befohlen hat, werden ihren Gang gehen! -

E. G.

+ Mein lieber Etats Ministre & Hoym: Ich bin in Ekklesien gewesen,
sahst Ihr Mir gesagt, daß bei Einrichtung der Cantons einige Districte, mit zum
Gebirge geschlagen werden, wo sie in Exemption, von der Werbung fallen,
wo doch aber keine Fabrication wäre, als Soewenberg, Heynau, und
Sargluisen was? Da Ich ein ganz eine General Designation haben wollte, von
allen diesen Orten, und was alle darunter begriffen, einlaufen
auf von der darinnen befindlichen Population, ein zu sehen, ob man
zu Errichtung eines Frey Corps, ansetzen, oder zu andern Cantons
schlagen kann, so lauge Ich Euch als siemlich nicht, einen Sargluisen General
Designation anzusehen, und zu Mir einzuschicken. Ich weiß sehr
Ich schreibe bald einem, daß man in Russland, damit eingesetzt, einige
Voltern Fabricaen anzulegen, und zwar in der Gegend von dem Russland
und Taurien, und das betrifft ein Herrlicher Mann, der zu
gibt, der von dem schon einige Jahre, zu Berlin sich aufgehalten, etwaid
werden, und ich auf diesem Lande zu sehen, und von dem die Fabricanten
zu debrucken, und das Ich aber nicht sehen will: Jedoch soll die Herrlicher
beruht einmahl eintrucken, auf befinden: Ich weiß Euch darinnen, so viel sie
Euch bekannt, mit der Anzeig, und selbst den Boden auch Euer Hilfe zu sehen, und
Eure Mandrayale so zu verstehen, daß auch die Herrlicher, die Herrlicher, die Herrlicher in
Schlesien einfinden sollen, und selbst den Querelle gemacht werden, aber nicht so ein
auf ein andern Dinge, oder jemanden ich handelt, nicht, eine Besetzung mit ich anfangen, oder
und das so ist, um mir Gelegenheit zu geben, zu ich zu kommen, und ich lob zu werden, und
mich so, so man gleich über die Grenze gebracht werden: Ich wandte mir sehr bey dem
bey dem, und Ich bin Euer Respective unter Strey
Potsdam den 8ten
October 1785.

Oder des Etats Ministre & Hoym

SCHLESISIEN UND DIE DONAU-MONARCHIE

V O N O T T O B R U N N E R

Bis vor kurzem war jede Betrachtung über den Verlust des größten Teiles von Gesamtschlesien von der Einstellung zu dem fast zwei Jahrhunderte die deutsche Geschichte überschattenden Gegensatz Preußens und Österreichs bestimmt. Sah man doch in den beiden deutschen Führermächten selbst noch nach 1918 zwei fortwirkende geschichtliche Kräfte. Ein solcher Standpunkt mochte selbst gegenüber der 1918 zerfallenen Donaumonarchie geschichtliche Berechtigung besitzen, da die Lösungen, die auf sie folgten, im tiefsten unbefriedigend und auf die Dauer unhaltbar waren und immer wieder zum Vergleich mit der in der Monarchie gegebenen Gestaltung des Südostraumes herausforderten. Heute aber, da das Großdeutsche Reich entstanden ist und die Lösung der Südostfragen in den wesentlichen Linien sich abzeichnet, kann in der Donaumonarchie nur eine aus ganz bestimmten, heute nicht mehr vorhandenen geschichtlichen Voraussetzungen mögliche Gestaltung dieses Raumes gesehen werden. Die Frage nach der Bedeutung des Verlustes »Preußisch-Schlesiens« für die Donaumonarchie kann daher nur mehr für die Monarchie in ihrer tatsächlichen geschichtlichen Wirklichkeit, die sie zwischen 1740 und 1918 befaß, gestellt werden. Es sind in der Hauptsache zwei Dinge, die als Folge des Verlustes Schlesiens für die Monarchie immer wieder erklärt wurden. Der Verlust Schlesiens habe die Monarchie, Hausmacht der Kaiser des ersten Reichs, daran gehindert, ihre Aufgaben zu erfüllen und schließlich die deutsche Einheit unter ihrer Führung zu schaffen. Zweitens der Verlust Schlesiens habe das Deutschtum der Monarchie so sehr geschwächt, daß es schließlich im 19. Jahrhundert seine führende Stellung verlor. Vor allem wäre gegenüber der geschlossenen Front des böhmischen, mährischen und schlesischen Deutschtums die tschechische »Renaissance« nicht möglich, die Forderungen nach einem von den Tschechen als Staatsvolk beherrschten Gebiet der historischen böhmischen Länder sinnlos gewesen. So führe ein direkter Weg vom Verlust Schlesiens zur Entstehung der Tschechoslowakei. Diese beiden Thesen gilt es zu überprüfen.

Ohne Zweifel stecken in ihnen richtige Beobachtungen. Aber sie sind gesehen aus heute bereits geschichtlich gewordenen Situationen, aus dem Nebeneinander von Preußen und Österreich, des Bismarckischen Reichs und der Österreich-Ungarischen Monarchie oder aber aus der Lage der Nachkriegszeit, da die Nachfolgestaaten der Donaumonarchie zu Instrumenten deutschfeindlicher Kräfte geworden waren, die Existenz der Tschechoslowakei eine dauernde und sinnvolle Neuordnung Mitteleuropas unmöglich zu machen schienen. All dies ist heute weggefallen. Ein Großdeutsches Reich ist entstanden, dem die einst in der Monarchie lebenden Alpen- und Sudetendeutschen ebenso angehören wie das Protektorat Böhmen und Mähren. Der Zerfall der Donaumonarchie, der nach 1918 schwere Einbußen für das Deutschtum zur Folge hatte, hat sich doch als eine der wesentlichsten Vorbedingungen für das Werden des Großdeutschen Reiches erwiesen. Unter diesen Umständen kann letztlich

auch die Frage nach der Bedeutung des Verlustes Schlesiens für die Donaumonarchie nur in einem größeren Zusammenhang gesehen werden: welche Stellung hat Schlesien in dem Ringen um die im Großdeutschen Reich vollendete deutsche Einheit? Man weiß, und es wird dies in anderen Beiträgen zu diesem Heft dargelegt, was Schlesien für Preußen und durch Preußen für das Werden des zweiten Reiches bedeutet hat. Angesichts dieser geschichtlichen Tatsachen ist die Frage nach den Folgen des Verlustes Schlesiens für die Donaumonarchie vom Standpunkt eines wahrhaft gesamtdeutschen, das Werden des Großdeutschen Reiches in den Mittelpunkt stellenden Geschichtsbildes eine Angelegenheit zweiten Ranges. Nachteile, die dem in der Habsburgermonarchie lebenden Deutschtum und damit dem deutschen Lebensraum überhaupt erwachsen, müssen als ein notwendiges und unumgängliches Opfer hingenommen werden.

Anders wäre die Sachlage allerdings, wenn erwiesen werden könnte, daß die Behauptung Schlesiens durch das Haus Österreich die Kaiser des ersten Reiches befähigt hätte, einen wirklichen deutschen Einheitsstaat zu schaffen. Man weiß, daß solche Überlegungen über mögliche geschichtliche Abläufe immer mit so vielem Unbekannten rechnen, daß eine wirklich schlüssige Beweisführung unmöglich ist. Die Entscheidung ist in solchen Fällen letztlich fast immer durch politische Wünsche, Zu- und Abneigungen bestimmt. Es wird sich aber doch sagen lassen, daß unter den günstigsten Umständen unter Führung des Hauses Österreich ein zwar weiträumiges, aber lockeres, den deutschen Partikularismus nicht wirklich überwindendes Reich hätte entstehen können. Angesichts des Widerstandes der Mächte in West und Ost gegen die Einigung der Mitte Europas unter deutscher Führung war unter diesen Umständen die Gefahr des dauernden Verlustes lebenswichtiger Teile des Reiches gegeben. Zu diesem, wenn auch den Grad einer gewissen Wahrscheinlichkeit nicht übersteigenden Schluß berechtigt uns die Kenntnis der inneren Struktur der Donaumonarchie und der grundsätzlichen politischen Haltung ihrer Herrscher. Denn die »Monarchie des Hauses Österreich« ist nie ein Staat im neuzeitlichen Sinn in der Art Preußens gewesen, so stark die Tendenzen zur Schaffung eines solchen Staates auch auf dem Boden der Monarchie gewesen sein mögen. Diese Tatsache festzuhalten, ist gerade auch für die Geschichte Schlesiens sehr wesentlich. Denn Schlesien ist niemals Teil eines Staates »Österreich« in dem Sinne gewesen, wie es dann seit 1740 zum Staate Preußen als dessen Provinz gehörte. Das Haus Österreich erwarb im Jahre 1526 zu seinen alten deutschen Erbländern im deutschen Süden die Kronen Böhmens und auch Ungarns. Mit den Ländern der böhmischen Krone ist auch Schlesien unter die Herrschaft der Habsburger gekommen. Es ist bekannt, welche Bedeutung dieser Ländererwerb für die deutsche Stellung des Hauses hatte, das damit seine Positionen bis in den deutschen Nordosten vorschob. Das Haus aber war nicht bloß eine der deutschen Territorialmächte, vielleicht imstande, einen deutschen Einzelstaat zu begründen,

sondern zutiefst in außerdeutsche Beziehungen verflochten. Der schwer umhämpfte Besitz Ungarns gab der deutschen Linie Aufgaben, die zwar durch die Türkenabwehr deutschen Lebensinteressen diente, doch aber auch über das Reich hinausführten. Diese deutsche Linie war aber nur der eine Teil der Europa umspannenden Macht des »Casa de Austria«. Der Inhaber des römischen Kaisertums kann angesichts dieser Umstände, der inneren Lage des Reichs und der Tatsache des konfessionellen Gegensatzes, der das Haus zur Partei machte, nicht mehr einfach als Träger deutscher Politik gelten. Die Auswirkung dieser Tatsachen auf die deutsche Geschichte ist oft behandelt worden. Weniger klar wurde die Rückwirkung dieser Lage auf den inneren Bau der von der deutschen Linie des Hauses beherrschten Länder gesehen. Das Ideenerbe des römischen Kaisertums, die Vielgestaltigkeit der europäischen Beziehungen und die Verschiedenartigkeit der in der Hand des Hauses vereinigten Länder und ihrer geschichtlichen Tradition ließ die diesen neuzeitlichen Jahrhunderten immanenten Tendenzen zum einheitlichen und zentralisierten »Staat« nie voll zur Entfaltung gelangen.

So wird man Schlesiens zwischen 1526 und 1740 nicht als Teil eines als Einheit nicht existierenden »österreichischen Staates«, sondern in erster Linie als eines der unter Herrschaft des Hauses Österreich stehenden Länder der böhmischen Krone anzusehen haben. Das erste Jahrhundert ist hier wie in allen anderen habsburgischen Ländern vom Ringen der Konfessionen und damit aufs engste verknüpft von absoluter Landesgewalt und Ständemacht erfüllt. Dieser Kampf endet, endgültig 1648, zwar mit dem Sieg des habsburgischen Absolutismus und der Gegenreformation in den österreichischen und böhmischen Ländern, aber mit der Niederlage der habsburgischen Kaiser im Reiche. Von da an ist der deutsche Norden dem unmittelbaren Zugriff der Wiener Politik entzogen und der Raum frei für den Aufstieg des brandenburgisch-preussischen Staates. In diesem Zusammenhang wird man die freilich noch lange recht fragwürdigen Sicherungen sehen müssen, die der Westfälische Friede dem schlesischen Protestantismus brachte, Sonderrechte, die im habsburgischen Herrschaftsbereich außerhalb Ungarns nur noch die adeligen Landstände Niederösterreichs behaupteten.

So darf man hier eine erste für die Zukunft schicksalvolle Verknüpfung mit dem deutschen Norden erkennen. Sie wurde vom Standpunkt des inneren Zusammenhalts der Monarchie durch den Sieg der Gegenreformation und des Absolutismus in den böhmischen Ländern nicht wettgemacht, da der Wiener Hof, seiner ererbten Grundhaltung treu, nichts unternahm, um etwa im Wege des Aufbaus eines einheitlichen zentralen Verwaltungsapparates einen die österreichischen und die böhmischen Länder gemeinsam überröhlenden »Staat« zu schaffen. So lebt Schlesien ebenso wie die anderen Länder der Monarchie sein landschaftliches Sonderleben fort. In dieser Tatsache sehe ich eine der wesentlichsten Voraussetzungen der raschen Eingliederung in den preussischen Staat. Hier erfuhr Schlesien eine Straffung und Formung, die von der »Monarchie des Hauses Österreich« ihrem innersten Wesen nach nicht hatte ausgehen können. Es war für Preußen nicht nötig, hier eine österreichische Staatlichkeit zu beseitigen oder umzuformen, da diese eben nicht vorhanden gewesen war.

Der Verlust Schlesiens war aber von stärkster Einwirkung auf den inneren Bau der österreichischen Monarchie. War doch die von Maria-Theresia so schmerzlich empfundene und nur unter dem äußersten Zwang der Lage anerkannte Aufgabe Schlesiens der stärkste Ausdruck des Aufstiegs Preußens zur Großmacht und des nun für Deutschland für lange entscheidenden preussisch-österreichischen Dualismus. Von seinem Beobachtungsposten in Troppau im österreichisch gebliebenen Restschlesien erkannte Graf Friedrich Wilhelm von Haugwitz, was das Werk Friedrichs des Großen in Schlesien bedeutete, und er gewann hier die Einsicht in die nun auch für die Habsburgermonarchie zur Notwendigkeit gewordene innere staatliche Umbildung. So wurde Haugwitz zum stärksten Exponenten der mariatherefsianischen Staatsreform, die unter starker Anlehnung an das preussische Vorbild eine einheitliche Zentralverwaltung für die österreichischen und böhmischen Länder schuf und sie durch den Stufenbau einer bisher fehlenden staatlichen Lokalverwaltung ergänzte. Damals - nach dem Verlust Schlesiens - ist überhaupt erst ein österreichischer »Staat« entstanden, im Sinn eines modernen,

bürokratischen Verwaltungsapparates, ein Staat, der freilich nur die westliche Hälfte der Monarchie, nicht auch Ungarn umfaßte und der immer bloßer Staatsapparat blieb, da sich die tragenden politischen Ideen auf die Gesamtmonarchie bezogen.

Nicht minder bedeutsam ist die Rückwirkung des Verlustes Schlesiens - als wesentlichste Voraussetzung des Werdens des österreichisch-preussischen Dualismus gesehen - auf die Außenpolitik der Monarchie gewesen. Nun war die alte Kaiserpolitik der Habsburger im Reich unmöglich geworden, an eine unbestrittene Führerstellung unter Aufrechterhaltung der wesentlichen Grundzüge der Reichsverfassung konnte nicht mehr gedacht werden. So tritt die durch die Wiedereroberung Ungarns am Ende des 17. Jahrhunderts entstandene Donaumonarchie als für sich stehende europäische Macht erst richtig heraus. Beim Fürsten Kaunitz und bei Kaiser Josef II. erhelmt der Gedanke der »Obermacht in Deutschland«, der Vorrecht einer in sich gefestigten Donaumonarchie auf deutschem Boden, nicht mehr die führende Stellung des Kaisers im Reich. Schließlich mußte man sich mit der Anerkennung Preußens als gleichwertiger deutscher Macht abfinden. Damit war aber auch schon darüber entschieden, daß die Habsburgermonarchie nicht der Träger der deutschen Einigungsbewegung zu werden vermochte. Das neue, zweite Reich ist durch Preußen begründet worden, die Länder der Monarchie und mit ihr die dort wohnenden Deutschen mußten notwendigerweise bis zur Schaffung des Großdeutschen Reiches aus einem den Kern des deutschen Volkes umfassenden politischen Verband ausscheiden.

Damit ist die zweite Frage aufgeworfen, die Rückwirkung des Verlustes Schlesiens auf die Deutschen der Monarchie. Auch hier stehen wieder die Deutschen der böhmischen Länder, die Sudetendeutschen, im Vordergrund. Wir können diese Frage heute nicht mehr unter dem Gesichtspunkt sehen, daß dadurch die Entstehung der Tischebo-



Maria Theresia

GEMÄLDE VON MARTIN V. MEYTENS · ÖSTERR. LICHTBILDSTELLE WIEN

Slowakei ermöglicht wurde. Denn dieses Geschehnis, das noch vor wenigen Jahren nicht nur als Bedrohung der Existenz der Sudeten-Deutschen, sondern als Gefährdung des politischen Daseins und der Selbständigkeit des deutschen Volkes überhaupt erscheinen mußte, hat sich als eine kurzlebige Episode erwiesen.

Die erste Rückwirkung des Verlustes Schlesiens auf die Deutschen der Monarchie lag auf wirtschaftlichem Gebiet. Abtrennung und Abschließung einer gewerblich und industriell bereits hoch entwickelten Provinz ließ die Industrialisierung der benachbarten Landschaften Nordböhmens und Nordmährens emporstießen. So ist hier im Gebiet der Monarchie zuerst ein Bürgertum entstanden, das bald enge Beziehungen zu Wien gewann, wie denn Wien vor allem seit dem 19. Jahrhundert nach der Herkunft seiner Bewohner, namentlich seiner führenden bürgerlichen Schichten, viel mehr eine sudetenländische als eine alpenländische Stadt geworden ist. Dieses sudeten-deutsche Bürgertum fühlte sich lange der Donaumonarchie, die ihr ein weites Betätigungsfeld bot, eng verbunden; es trat aus seiner landschaftlichen Enge heraus und begann staatlich zu denken. Es war sich seines Deutschtums bewußt und konnte nur in einer deutsch geführten Monarchie die Sicherung seines Daseins erkennen. Dies vor allem darum, weil es sich durch das wenig später einsetzende Erwachen des tschechischen Nationalbewußtseins bedroht fühlen mußte. Man wird nicht verkennen können, daß die Auftriebskräfte, die durch die Abtrennung Schlesiens dem Sudeten-Deutschtum auf wirtschaftlichem Gebiet zuzuwachsen, ihm eine gewisse Vorhand gegenüber den in so vieler Hinsicht begünstigten Tschechen gab.

Ganz ohne Zweifel aber wären die Dinge anders abgelaufen, wenn nicht die zahlenmäßig schwachen und auf die Randgebiete Böhmens und Mährens verteilten Sudeten-Deutschen, sondern das ganze Deutschtum der alten Länder der böhmischen Krone, also auch das schlesische Deutschtum, dem erwachenden Tschechentum gegenübergestanden wären. Hier wäre die wesentliche politische Forderung der Tschechen nach Beherrschung der »historischen« Länder durch das führende tschechische Staatsvolk sinnlos gewesen, da sie sich niemals hätte durchführen lassen. Hätte unter diesen Umständen das für das historisch-politische Denken der Tschechen doch trotz mancher Gegenströmung entscheidende Gedankenwerk Franz Palakýs entstehen können, das die ganze Geschichte der böhmischen Länder im Gegensatz zu Deutschtum und Reich sah und die alten geschichtlichen Bindungen nach Möglichkeit zu leugnen suchte?

Alle diese Überlegungen bestehen zu Recht, wenn man sie aus einem sudeten-deutschen oder böhmischen Gesichtspunkt sieht. Sie hatten eine brennende Aktualität auch für alle Deutschen, so lange die Tschecho-Slowakei als Trabant und Vorposten Frankreichs im deutschen Raum bestand. Heute müssen auch diese Fragen im Rahmen eines das Werden des Großdeutschen Reiches erfassenden Geschichtsbildes gesehen werden.

Hier ergibt sich sofort - wenn man das in Rechnung stellt, was im ersten Teil dieser Skizze gesagt wurde - eine Reihe von Fragen. Welcher Weg zur deutschen Einigung war unter den gegebenen geschichtlichen Voraussetzungen denkbar, wenn Preußen nicht, wesentlich durch den Erwerb Schlesiens, zur führenden deutschen Macht geworden wäre? Welchen Weg wäre unter diesen Umständen die Donaumonarchie gegangen? Ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß sie, ihren geschichtlichen Traditionen treu, den Weg zum modernen Staat, den es unter dem preußischen Druck einschlug, nicht oder doch wesentlich später gegangen wäre? Dann aber hätte es nicht jenes durch seine politische und wirtschaftliche Aktivität hervortretende, durch das schlesische Deutschtum verstärkte »Sudeten-Deutschtum« gegeben, sondern ein Deutschtum der alten böhmischen Länder, dessen geschichtliche Bedeutung und Leistung sich unter so außerordentlich veränderten Bedingungen überhaupt nicht mehr absehen läßt. Alle diese Überlegungen, die schließlich ins Uferlose führen, zeigen uns aber, daß es nicht angeht, sich einfach ein durch Schlesiens verstärktes Sudeten-Deutschtum in genau derselben geschichtlichen Rolle wie das eigentliche Sudeten-Deutschtum vorzustellen, und daß auch die Habsburgermonarchie unter solchen Umständen ein sehr verändertes Gesicht gehabt haben würde.

So sind wir denn gezwungen, in der Ebene des tatsächlichen geschichtlichen Ablaufs zu bleiben. Hier aber läßt sich sagen. Der Anfall Schlesiens hat es Preußen ermöglicht, zur führenden deutschen Macht zu werden und schließlich nach manchen Hemmungen die erste Etappe der deutschen Einigung zu verwirklichen. Nur diese Grundlage, die freilich heute nicht, wie einst vielen, als Endpunkt, sondern nur als Durchgangsstadium erscheint, hat das Werden des Großdeutschen Reiches ermöglicht. Angesichts dieser auch und gerade für das Deutschtum der einstigen Donaumonarchie entscheidenden, ja lebensrettenden Tatsache stehen alle vorübergehenden Schädigungen, die das Deutschtum dieses Raumes durch den Verlust Schlesiens hinnehmen mußte, zurück. Das Deutschtum dieses Raumes stand gewiß gerade infolge dieser Tatsache in hartem Kampf vor allem mit den Tschechen und hat manche Einbuße erlitten, es sah den Staat, an den seine im 19. Jahrhundert führenden bürgerlichen Schichten lange glaubten, zerbrechen, es erlebte das Entstehen der Staatenwelt von Versailles, in der man erst die Zerlegung seines Volkgebietes und dann seinen langsamen Tod herbeiführen wollte. Aber dies ist vorbei, weil das von Bismarck geschaffene zweite Reich die Katastrophe des Weltkriegs überstand und in sich, geführt von einem Mann, der allerdings von jenseits der Grenzen aus dem Raum des Völkereampfes kam, die Kräfte zur Widererhebung fand. So liegt über den Zeiten der Not, die, wenn auch keineswegs allein, aus der Abtrennung Schlesiens erwachsen ist, für die Gegenwart der versöhnende Schimmer einer neuen und großen Zukunft. Was einst ein hartes aber notwendiges Geschick trennte, ist nun im Großdeutschen Reich vereint.

■ PREUSSEN UND ■ ÖSTERREICH

1740



1742



FRIEDRICHS „MERKANTILISMUS“

V O N K U R T G R O B A

Jn der großen Weltstunde, in der wir leben, vollzieht sich in Europa eine Gigantomachie, eine Götter- und Götterdämmerung ungewöhnlichen Ausmaßes. Die Umwertung aller Werte, die um 1870 Jacob Burckhardt und Friedrich Nietzsche ahnten, ist da. Sie ereignet sich in der Form eines Zusammenbruchs aller der Normen und Verbindlichkeiten, welche die atlantischen Völker, England und Frankreich, den übrigen aufgedrängt oder eingeflüstert hatten. Ganz Neues und Uraltes steigt herauf und erweist seine Mächtigkeit und Wirklichkeit in der Politik wie im Wirtschaftsleben. Die Größen der vorigen Epoche Adam Smith, Robert Malthus, Daniel Ricardo, Keynes, erweisen sich als völlig unfähig, uns etwas Wesentliches zu offenbaren. Indessen wird die Gestalt Friedrichs des Großen zu einer reichen Quelle der Wirklichkeitserkenntnis und der Anregung für heutige Wirtschaftslenkung, wie uns gerade führende Wirtschaftsbeamte, die Staatssekretäre Landfried, Wohltat und Könige, in den letzten Jahren immer wieder einmütig aus der eigenen Erfahrung bezeugen.

Aber auch in den Ländern, die nicht wie Deutschland und Italien in dieser Revolution Europas führen, auch in denen, die erst im weiten Abstände nachfolgen, ist die Entzauberung der atlantischen Idole mehr und mehr vollständig. Ja es ist kaum ein Zufall, daß die Entschleierung der atlantischen Wirtschaftsdeuten, die sich als wissenschaftliche Erkenntnisse gaben, während sie nur notdürftig bekleidete englische oder französische Interessen waren, wirtschaftswissenschaftlich kaum irgendwo scharfsinniger durchgeführt worden ist, wie in dem Lande, das Jahrzehntlang das Äußerste an Gallo- und Anglomanie leistete, in Rumänien, wo der als Wirtschafts-Theoretiker wie »Praktiker gleich bedeutende Mihail Manoilescu eine auch in Deutschland mit Recht viel beachtete Kritik der »Drei Wirtschafts-Legenden« vom Gold, vom Kapital und der raumtötenden Meistbegünstigung gegeben hat.

In einer solchen Zeit der Wende, in der sich Sprach- und Begriffswelt der Staatskunst und Volkswirtschaftslehre vom Grunde her erneuern, aus dem Erleben der neuen Wirklichkeit Europas selbst, ist von Friedrichs politisch-ökonomischem System noch als »Merkantilismus« zu reden bedenklicher, als die meisten wissen. Wer es tut, sollte wenigstens wissen, daß er die Sprache Adam Smiths und des Liberalismus spricht. Friedrich, Maria Theresia, Josef II., Leopold in Tokana, alle diese mehr oder weniger »echten Merkantilisten« des mit dem 18. Jahrhundert ausgehenden aufgeklärten Absolutismus, haben wohl von Physiokratie, nie aber von Merkantilismus etwas gehört. Das »Merkantilsystem« ist eine polemische Erfindung von Adam Smith, ausgeklügelt zum höheren Ruhm seines eigenen Systems. Es ist eine anmaßliche, tendenziöse Karikatur dreier Jahrhunderte europäischer Wirtschaftspolitik und Wirtschaftswissenschaft von teilweise, wie in Italien, sehr hohem Range. Das Schelt-Wort Merkantil-System stammt also zwar aus dem Erscheinungsjahre des »Nationalreichtums« (1776), aber es ist erst ein Menschenalter später am Jahrhundertende ins europäische Bewußtsein übergegangen, zum weltläufigen Schlagwort geworden, um dann die Welt während eines ganzen Jahrhunderts in seinen Bann zu schlagen und nachhaltig zu beherrschen.

Die Sprengkraft der neuen Begriffsbildung Merkantilismus beruhte darauf, daß Smith dem befehdeten System eine Idee andichtete, die

sichtlich falsch war, daß nämlich Nationalreichtum im Merkantilismus gleichbedeutend gewesen sei mit dem Besitz von Goldgruben, Edelmetallvorräten und gemünztem Golde. Einer solchen Verwechslung von Zeichen und Ursachen des Reichtums ist aber in Wirklichkeit, außer dem Spanien der ersten Kolonialzeit, kein Wirtschaftsland wirklich erlegen. Die Sprengkraft der Merkantilismus-Schelte beruhte dann weiter darauf, daß Smith alle diese Staatwirtschaftssysteme, deren es zahlreiche und nach Landschaft und Lage sehr verschiedene gab, die allenfalls durch einen Stütz zusammenhang der formalen System-Elemente verbunden waren, aber nicht durch einen System-Gedanken, so behandelte, als ob sie nach den Ursachen des Reichtums gefragt hätten, während es ihnen in Wirklichkeit zu allererst auf die Ursachen der politischen Macht angekommen war. So jedenfalls Friedrich dem Großen.

Friedrichs politisches, soziales und ökonomisches System ist denn auch etwas wesentlich anderes als das blutleere Gerippe bei Adam Smith. So vielseitig die Anregungen gewesen waren, welche die innerkontinentale Preußische Staatsbildung aus Holland und Frankreich aufgenommen hatte, schon der Nichtbesitz von Kolonien und die mitteleuropäische Lage genügten, um die preußische Wirtschafts-Staatsform grundlegend anders auszuformen als die der Seestaaten. Manchmal freilich scheint auch Friedrich die Sprache der atlantischen Seehandelsstaaten und kolonialen Mutterländer zu sprechen. So wenn er 1752 im politischen Testament sagt: »Die Leinenausfuhr bringt so viel, wie dem König von Spanien sein Peru«.

Aber der Sinn ist eben doch ein ganz anderer, und zwar der, daß die Arbeit vieler Menschen hierzulande die Goldgruben der See- und Kolonialstaaten zu ersetzen vermag. Friedrich spricht sich über seinen Reichtums-Begriff ein andermal noch wesentlich deutlicher aus: »Mensch en erachte ich vor den größten Reichtum«. Deshalb bedurfte er auch nicht, wie die Physiokraten erst der Belehrung durch Smith, daß die Arbeit der Generalnennen ist, auf den alle Produktivität und Wertschöpfung zu bringen ist. Sein »Industrie«-Begriff, der jedwede Arbeit umfaßt, die des Landmannes, des Handwerkers wie des Kaufmanns, besagte ja nichts anderes. Auch daß der Egoismus die Triebkraft der wirtschaftlichen Tätigkeit des einzelnen ist, wußte Friedrich ohne Smith. Man lese nur seine Briefe an d'Alembert. Doch auch die Physiokraten hatten ihm mit dem, was richtig an ihrer Lehre von der Bedeutung des Bodens war, nichts Neues zu melden. Er schätzte den Boden, die Landwirtschaft, die Arbeit des Bauern, die intensive Kultur nicht geringer ein als sie. Er wußte genau, daß er an der Spitze eines Agrarstaates, eines Bauernvolkes stand, daß auch der Flachs, ja selbst das Leinen, das größte Aktivum seiner Handelsbilanz, von einer bäuerlichen und weber-bäuerlichen Bevölkerung erzeugt wurde und ein Agrarprodukt war. Er wußte so gut wie sie, daß die Staatsmacht Preußens allererst ökonomisch wie militärisch auf dem Boden und der Landwirtschaft beruhte.

Hier berühren wir die soziale Seite seines eminent politischen Systems. In ihm waren alle berufständischen Funktionen der Wirtschaftsgesellschaft arbeitsteilig gegeneinander aus- und abgewogen. Hier war alles Bilanz mit dem Ziele eines politisch-militärischen Aktiosaldos. Nicht nur der Handel. Hier war alles Kompensation von Rechten und Pflichten, Forderungen und Leistungen, Vorteilen



SCHLOSS LISSA: FRIEDRICHS-SAAL
NACH EINEM PASTELL VON FRANZ HUTH
FÜR DIE ZEITSCHRIFT „SCHLESIEN“

Schloß



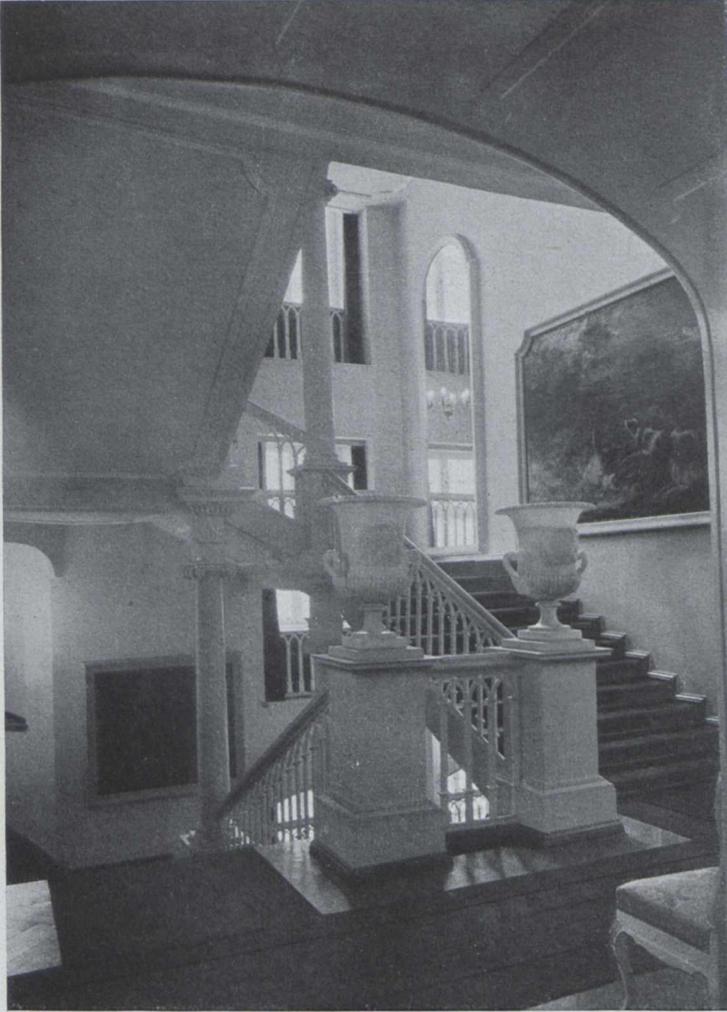
LISSA

Unter den zahlreichen schlesischen Schlössern gibt es eine stattliche Anzahl von solchen, die Erinnerungen an deutsche Geschichte umschließen. In manchem schlesischen Hause haben Zusammenkünfte von historischer Bedeutung stattgefunden, auf denen ein Feldzugsplan ausgearbeitet oder ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde. Viele schlesische Häuser haben historische Persönlichkeiten beherbergt und sind verknüpft mit schicksalvollen Stunden preußisch-deutscher Geschichte. Wohl kein schlesisches Schloß aber kann eine solche Fülle bedeutsamer Wegspuren deutscher Geschichte aufweisen, wie Schloß Lissa, heute im Weichbilde von Breslau gelegen. Der Autofahrer, der auf der alten Heeresstraße Breslau-Berlin die Stadt verläßt, blickt unwillkürlich im Vorort Breslau-Lissa am Johannesplatz hinüber zu dem hochragenden, schönen Mansardendach, das das Ortsbild von Breslau-Lissa beherrscht. Schon von weitem hat er das Gebäude über den Wipfeln der alten Parkbäume auffragen sehen als einen Richtungspunkt der schnurgeraden Landstraße. Wer das Schlachtfeld Leuthen besucht, den grüßt dieses alte, schöne Haus als das Quartier des Großen Königs am Abend nach jener denkwürdigen Schlacht.

Wenn dieses Heft der Erinnerung an die 200jährige Wiederkehr des Jahres gewidmet ist, da Schlesiens preußisch wurde, dann ist es eine schöne Pflicht, dieses Schlosses zu gedenken, das durch eine historische Stunde weit über die Grenzen Schlesiens hinaus berühmt geworden ist, und das durch den großen Schlesier Adolph von Menzel sein unsterbliches Denkmal in der bildenden Kunst erhalten hat. Lange war Schloß Lissa verträumt und unbekannt. Um so dankbarer kann die Gegenwart sein, daß dieses Schmuckstück alter Kultur und großer Geschichte heute der Vergessenheit entrissen wurde, mit liebevoller und kluger Hand gehegt und gepflegt und in seiner Schönheit der ganzen schlesischen Heimat wieder nahegebracht wird. Der Freund deutscher Kunst und schlesischer Geschichte konnte im Mai und Juni 1940 im Schlesischen Museum der bildenden Künste zu Breslau die erlesenen Werke von Familienbildnissen aus drei Jahrhunderten betrachten, die Schloß Lissa birgt. Der feinsinnige Katalog dieser Ausstellung ist ein wertvoller Beitrag zur schlesischen Kunstgeschichte.

Wir wollen dem historischen Schloß heute einen Besuch abstatten, seine Umgebung und sein Inneres betrachten und einen Blick auf seine Geschichte werfen. Wir wollen die historische Stunde des 5. Dezember 1757 vor unserem geistigen Auge erstehen lassen und uns an der beglückenden Tatsache erfreuen, daß dieses alte Haus heute wieder einmal im Laufe seiner vielhundertjährigen Geschichte in neuem Glanze erstanden ist.

Es ist vielleicht nicht bekannt, daß der Schloßpark von Lissa, eine der schönsten Parkanlagen Schlesiens, seit mehr als einem Menschenalter an Wochentagen von früh bis abends der Allgemeinheit zugänglich ist. Der Park ist landschaftlich deshalb so schön, weil er in einem sanft gewellten Gelände liegt, das sich vom Auenwalde der Weistritz mit feinen herrlichen, alten Eichen und den schönen Wiesenflächen bis auf die sandigen Abhänge der diluvialen Höhen erstreckt, auf denen mächtige Gruppen von Weimutskiefern stehen. Der Kenner der Baumwelt hat seine helle Freude an diesen Anlagen. Nahe am Schloßteich steht eine der ältesten Eiben Schlesiens, und unweit vom Hause grünt Jahr für Jahr ein uralter, mächtiger Ginkgo. Der Park war in den letzten Jahrzehnten so zugewachsen und verwildert, daß man seine Schönheiten kaum noch verspüren konnte. Hier hat zuerst die fachkundige Hand angefaßt und mit Schere und Äxt ein Landschaftsbild von idealer Schönheit geschaffen. So haben wir uns dem alten Schlosse genähert, das sich auf einer leichten Bodenwelle erhebt. Wir erkennen aus der Anlage eines tiefen, alten, heute trockenen Wallgrabens, daß das Gelände einst Bauperke trug, die viel älter sind als das gegenwärtige Haus und vielleicht auch umfangreicher waren. Es beginnt die Geschichte des Hauses zu uns zu sprechen, wenn wir aus den Urkunden des Landes Schlesiens vernehmen, daß hier am 7. Dezember 1201 Herzog Boleslaus der Lange, der Gründer des Klosters Leubus, gestorben ist. In den Mauern von Lissa hat Heinrich I., der Vater der deutschen Wiederbesiedlung, und seine Gemahlin, die hl. Hedwig, wiederholt gewohnt. Auch ihr Sohn, der Held von Walstatt, Herzog Heinrich II., ist wiederholt in Lissa gewesen und hat dort Urkunden ausgestellt. Sechs Jahre nach der Mongolenschlacht sieht der Herzogshof zu Lissa in seinen Mauern einen Landtag. Als der letzte



Breslauer Pfalz, Heinrich VI., sein Herzogtum freiwillig dem König Johann von Böhmen übergibt und König und Herzog am 4. April 1324 in Breslau ihren feierlichen gemeinschaftlichen Einzug halten, da beginnt auch für die einstige Herzogsburg Lissa ein neuer Zeitabschnitt.

1330 verkauft König Johann von Böhmen seinem Rat Gysko de Reste (von der Wede), Bürger in Breslau, Lissa mit allen Zinsen und Nutzungen. Von nun ab sind Breslauer Patrizier Besitzer von Lissa bis zum Ende des 14. Jahrhunderts, so die Gebrüder von Sitten, Peter Nizer, Otto von der Neisse, Nikolaus Klettendorf. Seit dem Jahre 1411 erwirbt planmäßig Jahr um Jahr durch Zukauf der Breslauer Kaufherr Michael Bankau die Herrschaft Lissa und erbaut ein neues, festes Haus, das der deutsche Kaiser Sigismund persönlich besichtigt. Das sturmbewegte 15. Jahrhundert sah zwar keinen festlichen Besuch geschichtlicher Persönlichkeiten mehr in Lissa, dafür aber unheimliche Gäste genug. 1428 haben die Hussiten den Ort und sehr wahrscheinlich auch das Schloß zerstört, und am Ende dieses sturmdurchtobten Jahrhunderts geht Lissa an das Breslauer Patriziergeschlecht der Hornigs über, die Schloß und Herrschaft 157 Jahre lang gehalten haben, und unter denen das Schloß eine lange Zeit des Glanzes und der Kulturentfaltung sah, bis die ungeliebte Zeit des Dreißigjährigen Krieges auch diesen Glanz verblasen ließ. Den Höhepunkt des Aufstieges jener Familie sah Lissa unter Heinrich Hornig, der den alten Bau des festen Hauses Michael Bankaus im Jahre 1606 durch ein prächtiges Schloß ersetzt, das er mit kostbarem Hausrat ausschmücken ließ. Vom 16. bis 18. September 1611 rastete in Lissa König Matthias II. Lange noch ist die Erinnerung an jenen Königsbesuch und an die Pracht der Bewirtung lebendig gewesen. Der Lohn für diese Bewirtung blieb nicht aus. Am 14. Oktober 1611 erklärt König Matthias Lissa als freies Burglehen des Landes Schlesien, das damit in Steuern und Ritterdiensten dem Oberamte untersteht. Als die Gegenreformation

nach den Schicksalsjahren des Dreißigjährigen Krieges ihren Höhepunkt erreichte, war Besitzer von Lissa der Landeshauptmann von Forno, der Freund des Burggrafen Hannibal von Dohna. Unter seiner Herrschaft ereignete sich jener tragische Zwischenfall, bei dem gelegentlich der Einziehung des alten, kleinen Fachwerkkirchleins zu Stabelwitz neun schlesische Bauern ihre Treue zum Augsbургischen Bekenntnis unter den Musketenkugeln kaiserlicher Soldaten mit dem Tode besiegelten. Es ist kein Wunder, daß der Name Forno in der Bevölkerung dieser Gegend eine unheimliche Erinnerung hinterlassen hat, und daß sich an seinen Träger düstere Sagen knüpfen. Der Geist Fornos findet keine Ruhe und geht im alten Schloß Lissa um. Drei Generationen dieser Familie haben Lissa besessen, bis Schloß und Herrschaft 1733 an die Kreuzherren mit dem roten Stern aus dem Matthiasstift zu Breslau verkauft wurden.

Es ist wesentlich für die große, alte Tradition des Hauses, daß seine Besitzer immer wieder das Schloß aufs neue als einen Bau vornehmer Repräsentation ausschmückten. Die letzte Gestaltung, die Lissa in dieser Hinsicht erhielt, geschah unter den Kreuzherren vom Matthiasstift. Noch im Jahre 1743 errichteten sie die schöne barocke Säule auf dem Johannesplatz zu Ehren des hl. Nepomuk; sie unterließen es aber wohlweislich, den Schutzheiligen Böhmens als steinernes Bild auf die Säule zu setzen, denn inzwischen war ja Schlesien preussisch geworden, sondern sie bekrönten die Johannessäule mit der Figur der Gottesmutter. 1752 mußten die Kreuzherren wegen der starken steuerlichen Belastung den Besitz verkaufen. Der Nachfolger war Baron von Mudrach, der Sproß einer alten Breslauer Familie, und der Gatte einer Gräfin Hochberg aus dem Hause Fürstenstein. Mit diesem Besitzer tritt Lissa in das Blickfeld preussischer Geschichte. Der neue Herr auf Lissa war von König Friedrich schon im Jahre 1741 zum Oberaufseher der königlichen Bauten im Herzogtum Niederschlesien ernannt worden. Wiederum ist Lissa also im Besitze eines reichen und baufreudigen Schloßherrn. Mit diesem Besitzwechsel wird Lissa wiederholt das Quartier des Großen Königs, zweimal im Frieden und zweimal in den Feldzügen des Siebenjährigen Krieges. Der erste Aufenthalt Friedrich des Großen in Lissa fand am 4. Mai 1753 statt. An diesem und am folgenden Manövertage gehen nicht weniger als 26 Kabinettsordres, aus Lissa datiert, heraus, ein erneuter Beweis für die Arbeitsfülle, die der König neben dem Haupttagewerk des Manövers im Quartier zu Lissa zu bewältigen hatte. Der berühmteste Königsbesuch und die große geschichtliche Stunde von Lissa ist der Abend nach der glorreichen Schlacht vom 5. Dezember 1757. Die bekannten drei Briefe an den Prinzen Heinrich von Preußen, an die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth und an den Kabinettsrat von Eichel, datiert Lissa, am 5. Dezember, sind die schriftlichen Dokumente dieses Abends. Lassen wir aber den Schloßherrn von Lissa die Ereignisse selbst schildern, die er unter dem frischen Eindruck des Geschehens am 8. Dezember in einem Schreiben an einen Verwandten niederlegt:

»Ich erwache aus einem Traum, der fast 10 Wochen gedauert hat. Es schien, als ob wir von unfrem Großen Könige, dem größten Helden, der je existiert hat, verlassen worden wären. Von meinem Fenster aus habe ich die Östreicher am 22. vorigen Monats im Siegesjubel gesehen, als die Unfrigen schwere Fehler gemacht hatten. Breslau übergibt sich, der Führer unserer Armee wird gefangen genommen. Aber wie? Durch zwei gemeine Kroaten, während er mit seinem Reitpferd allein war. Dieser Fürst wurde zu mir nach Stabelwitz geführt. Ich gab dort Abendessen und Nachtquartier. In dieser Erstarrung, in der ich mich befand, verbreitete sich das Gerücht, daß unser guter König sich Schlesien näherte. Ich bemerkte ungeheure Bewegungen unter den Siegern. Man bricht das Lager am 3. Dezember hastig ab. Der Herzog von Lothringen übernachtete bei mir, aber er legte sich nur auf einen Strohfack. Man sah, daß eine Schlacht bevorstand ...«

Es geht also aus dem Briefe Mudrachs hervor, daß Prinz Karl von Lothringen, der Oberbefehlshaber der Armee der Kaiserin Maria Theresia, in Schloß Lissa übernachtet hat, und wir dürfen wohl annehmen, daß auch Feldmarschall Daun, der zum Gefolge des Prinzen gehörte, unter dem gleichen Dache nächtigte. Mudrach schildert dann die Schlachtordnung der österreichischen Armee, die er sich sozusagen als Schlachtenbummler angesehen, und er erzählt,

wie er sich dann rechtzeitig zurückgezogen habe, als das Ausreißen begann, wie er dann von seinem Fenster aus den Rückzug der Österreicher beobachtete, und er fährt fort:

»Die Kanonenschüsse verfolgten die Geschlagenen bis in meine Häuser am Damme, was die österreichischen Offiziere, die sich bei mir verbinden lassen wollten, nötigte, ihre Beine in die Hand zu nehmen. Mir kam es vor, als wenn ich plötzlich aus einem Traum erwachte. Ich war auf meinem Balkon, da sah ich einige Kavaliere über meine Brücke reiten und geraden Wegs auf mein Schloß zukommen. Mein Rentmeister war bei mir; ich sagte ihm, er solle nachsehen, was das sei. Er kam auf der Stelle wieder und sagte, es sei der König, der nach mir frage. Ich war kaum auf der halben Treppe, als der König rief: Guten Abend, lieber Baron Mudrach. Denke Dir, wie ich vor Freude überwältigt war, unfern Großen König wiederzusehen! Er begegnete mir sehr liebenswürdig und bat mich um ein Abendessen. Das geschah, so gut es die Umstände erlaubten. Ich lasse alle Einzelheiten aus und will Dir nur sagen, daß der König auf seiner Matraße schlief, die auf Stroh gelegt wurde.«

Das ist die zeitgenössische Schilderung des historischen Abends. Dabei muß man zwischen den Zeilen lesen: Der dem Schloßherrn zweifellos überaus peinliche Zwischenfall der unerwarteten Begegnung des Königs mit leicht verwundeten und erschöpft rastenden österreichischen Offizieren wird in dem Brief verschwiegen. Durch die Generationen der Besitzer und der alten Dienerschaft des Schlosses Lissa wird überliefert, daß der König, als er den Speisesaal im zweiten Oberstock des Schlosses betrat, auf eine stattliche Anzahl österreichischer Offiziere stieß, die erschreckt und verblüfft von ihren Plätzen aufsprangen, und die er mit den gelassenen Worten begrüßte: »Guten Abend, meine Herren, gewiß vermuten Sie mich hier nicht.

Kann man hier auch noch unterkommen?« Er soll dann Hut und Handschuh auf einen der heute noch erhaltenen Spiegelkonsoltische abgelegt haben und durch ein Nebenzimmer sich auf den Korridor zurückbegeben haben, wo er bereits eine größere Anzahl seines Gefolges antraf.

Er soll dann den Offizieren gesagt haben: »Sie sind meine Gefangenen, aber erst wollen wir zu Abend essen.« Von der Gefahr einer Gefangennahme des Königs kann keine Rede sein, denn sonst hätte irgendeiner der Zeitgenossen und Zeugen diese Tatsache in seinen Erinnerungen erwähnt. Noch einmal sollte der Saal von Schloß Lissa den König mit Offizieren einer fremden Macht vereinigen, mit ehemaligen Gegnern, die zu Verbündeten geworden waren. Am 30. Juni 1762 überschritt das von Zar Peter III. dem König zur Verfügung gestellte russische Hilfskorps auf einer durch die Preußen geschlagenen Brücke bei Auras die Oder und rückte in ein Lager bei Lissa ein. Gaudi berichtete in seinem Journal des Siebenjährigen Krieges, daß der König alle russischen Generale und Stabsoffiziere in Lissa zur Tafel zog. Noch einmal treffen wir den König als Gast in Schloß Lissa an, als er am 9. September 1765 nach dem erfolgreichen Landecker Badeaufenthalt und nach der Besichtigung von Glatz und Neisse sich von Breslau aus sehr wahrscheinlich zu einer Truppenrevue dorthin begeben hatte. Zwei Briefe des Königs von jenem Tage sind aus Lissa datiert. Auch unter den Nachfolgern des Großen Königs blieb man der Manövertradition im Raume von Lissa treu, und dieser Tatsache verdankt Lissa den Besuch Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise vom 30. August bis 1. September 1800. Im Feldzug von 1813 ist Lissa am 31. Mai das Hauptquartier des französischen Befehlshabers, des Marschalls Nény. König Friedrich Wilhelm IV. hat als Kronprinz



am 12. September 1824 mit seiner Gattin in Schloß Lissa gewohnt, und zwar gelegentlich eines Manövers des VI. Armeekorps auf dem Schlachtfelde von Leuthen. Dieses historische Schlachtfeld hat durch den Lauf der Zeiten immer wieder die Besucher in seinen Bann gezogen. So besichtigte es im Jahre 1936 ein großer Soldat des Weltkrieges von 1914/18, der Generalfeldmarschall von Mackensen, der am 2. September 1936 in Schloß Lissa weilte und damit vorläufig die lange Reihe geschichtlicher Persönlichkeiten beschließt, die in dem alten Hause an der Hohen Straße Raft gehalten haben.

Verfolgen wir die Geschichte dieses Hauses nach dem historischen Abend des 5. Dezember 1757 weiter. Wenige Wochen nach diesem Ereignis stirbt sein Besitzer, Baron Mudrach, am 28. Dezember. Durch Heirat seiner Tochter gelangte Lissa in den Besitz der Grafen Malsahn, bis die Herrschaft im Jahre 1836 von dem preußischen Staatsminister Reichsgraf von Wylich und Lottum aus einem Dotationsgeschenk erworben wurde. Damit treten wir in den Kulturkreis jener Familie, deren Nachfahren bis auf den heutigen Tag die große, alte Überlieferung pflegen und die dem Inneren des Schlosses ihr Gepräge gegeben haben. Die reizvolle Ausstattung des Eßzimmers im ersten Stock, das der Breslauer Maler Boshardt mit höchst originellen Ansichten von Breslau in Freskomalerei ausschmückte, ist die eigenste Schöpfung des Sohnes des Staatsministers, des preußischen Gefandten Grafen von Wylich und Lottum. Die große, alte Tradition jener Familie aber spiegelt sich in den Porträts der Familiengalerie wider, die im Mai dieses Jahres in Breslau der Allgemeinheit zugänglich gemacht wurde, und in der von den Bildnissen des preußischen Generalfeldmarschalls von Lottum, des Siegers von Oudenarde und Malplaquet, des Generalmajors von Lottum, des siegreichen Stürmers von Burkersdorf, bis

zu den Fürsten und Herren von Puttbus Kunstwerke hervorragender Maler vertreten sind. Nennen wir nur Anna Therbusch, Philipp van Loo, Johann Ziefenis, Anton Graff und die Bildhauer Karl Wichmann und Rauch. Die Erbfolge der Familie der Fürsten und Herren zu Puttbus, die im Mannesstamme erloschen ist, hat die Familie von Veltheim übernommen, die seit fünf Generationen mit der Familie Puttbus verschwägert war und deren Vorfahren zugleich die Familie Lottum ist. So finden wir im Schloß Lissa auf Schritt und Tritt Andenken an Familien, die dem preußischen Staate treu gedient und von ihren Staatsoberhäuptern mit schönen Geschenken geehrt wurden. Eine Reihe erlebter Vasen mit Ansichten von Berlin und ein schönes, altes Tafelervice von Berliner Porzellan ist ebenso bemerkenswert wie die Fülle alter Möbel. Diese ganze hervorragende Ausstattung von Schloß Lissa wurde in den letzten sechs Jahren durch den gegenwärtigen Besitzer Baron von Veltheim-Lottum erst wieder ins rechte Licht gerückt, indem sämtliche Räume des Schlosses in feinsinnigster Weise neu gestaltet wurden. Der Blaue Saal, der Raum, in dem der König nach der Leuthener Schlacht genächtigt hat, ist heute in den Lieblingsfarben Friedrichs des Großen, in blau und silber, gehalten. Der historische Speisesaal, der Friedrichssaal, wird noch in diesem Jahre in alter Schönheit wiedererstanden. Das Treppenhaus, das Menzels Künstlerhand uns überlieferte, ist in der alten Art wieder hergerichtet worden. Das alles geschah durch einen Besitzer, der selbst Bauherr und als Schüler des großen deutschen Architekten Hans Poelzig sein eigener Baumeister ist. Wenn ein historisches Haus das Glück hat, auf eine solche Weise in neuem Glanze zu erstehen, dann ist das eine Fügung, für die nicht nur der Besitz, sondern das ganze schlesische Land dankbar sein darf.

4 AUFNAHMEN: MARGOT LEINKAUF



BRESLAUER STADTANSICHTEN AUS DEM BIEDERMEIER

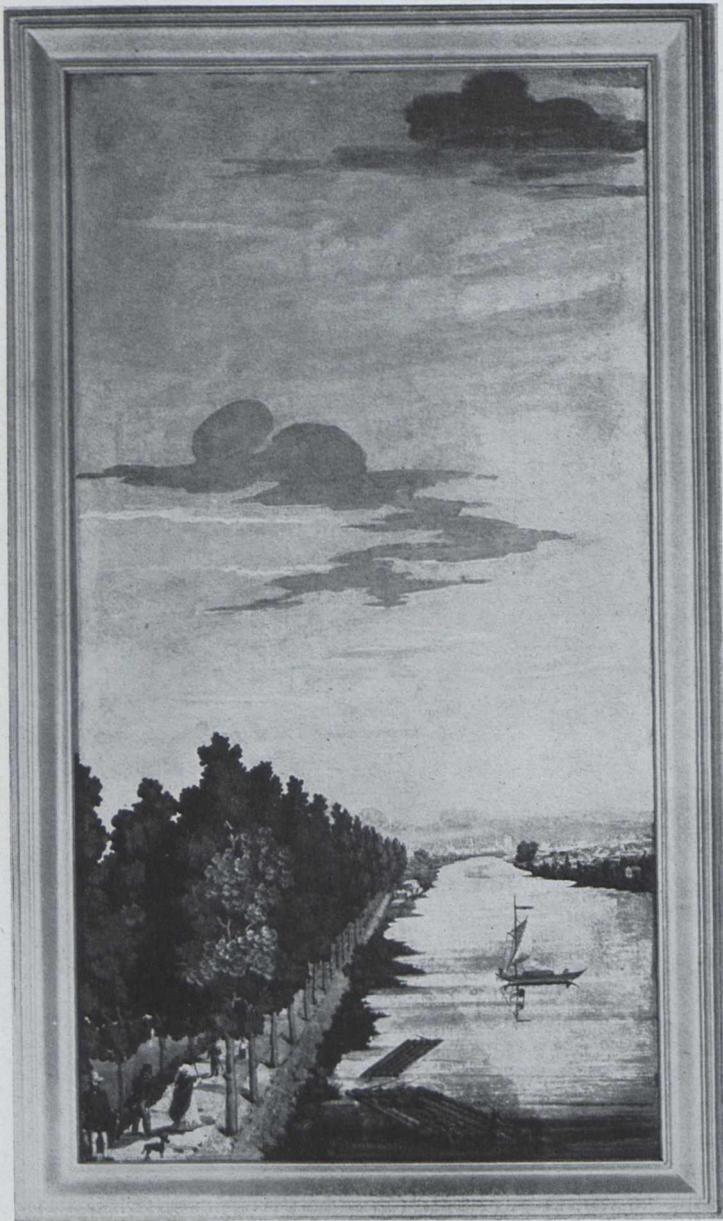
V O N H A N S T I N T E L N O T

Als Graf Friedrich von Wyllich und Lottum, veyland außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister des Königs von Preußen im Haag, den Besitz des aus der Geschichte Friedrichs des Großen bekannten Majorats Liffa bei Breslau übernahm, ließ er den Speisesaal des Schlosses neu einrichten. Das war anno 1842, im zweiten Regierungsjahre Seiner Majestät, des Königs Friedrich Wilhelm IV., des »Romantikers auf dem Throne«. Jakob Boshardt, ein aus Zürich nach Breslau zugewanderter Maler, schmückte den nicht allzugroßen Saal mit Wandbildern, wählte sich Breslauer Stadtansichten zum Motiv und malte sie al fresco in den frischen Kalkverputz der Wände, von wo sie noch heute, bildmäßig mit Leisten wohl umrahmt, in unverdorbener Farbigkeit freundlich durch den Raum schimmern.

Gewiß, diese Bilder sind keine große Leistungen der zur Zeit eines Cornelius, Schwind und Carolsfeld so hochstrebenden deutschen Freskomalerei. Sie lassen sogar manches hinsichtlich der »Richtigkeit« in der Darstellung vermessen. Und trotzdem sind sie kleine Köstlichkeiten in der schlesischen Kunstpflege des Biedermeier, über die rein kunsthistorisch mit festen Wertbegriffen zu handeln ganz falsch wäre. Ihr Reiz liegt in einer eigenen Farbigkeit und in der bilderbogenhaften Erzählweise, mit denen die Dinge dargestellt sind. Sie geben nach Thema und Anlage immer noch etwas von jener Tradition des XVIII. Jahrhunderts, Schloßräume mit lichten Veduten, Ruinenbildern und Architekturlandschaften auszumalen. Sie wollen nicht bedeutend sein. Sie wollen erinnern an die stillen Schönheiten des damals noch nicht von der Großmannsucht der letzten Jahrzehnte so oft entstellten schönen Breslauer Stadtbildes. Etwas wiedergeben wollen sie vom nachbarlichen Leben der Bürger, und hier in der Landruhe eine Schilderung geben vom Getriebe einer kgl. preußischen Provinzhauptstadt - so ganz gemächlich erzählend, humorvoll, mehr mit Anekdoten und reizvollen Farbschattierungen den Beschauer freundlich unterhaltend, als mit perspektivischen



Effekten und meisterlichen Kniffen in der Wiedergabe der Raumwerte. Dabei vergißt der brave Meister nicht, auf all die kleinen dekorativen und plastischen Details einzugehen, die zur charakteristischen Erscheinung der Breslauer Bauten gehören. »Merkwürdigkeiten aus der Kgl. Hauptstadt Breslau« würde der biedermeierliche Chronist anno 42 über einen begleitenden Bericht als Titel gesetzt haben, sofern ein »Journal« (etwa bei Wilhelm Gottlieb Korn) eine »wahrhaftige Reproduktion« dieser Stadtansichten in säuberlichem Stahlstich veröffentlicht hätte. Was es doch alles am Rathaus zu beobachten gibt! Der Maler erzählt - wir erinnern uns und vergleichen zwischen heute und gestern. Wie schön geschlossen die stolze Giebelreihe der Becherseite damals noch ausah! Und wie mächtig einst das Rathaus den Ring beherrschte, in seiner Gesamtwirkung noch nicht beeinträchtigt vom steif störenden Koloss des Sparkassengebäudes und manchem Geschäftshaus. Unferm aufmerksamen Maler entgeht nichts. Wie fein von allen Einzelheiten erzählt wird: von den Backsteinmustern genau so gut wie über die hecken Wetterfähnchen und die gebogenen Giebelknäufe. Und was da alles auf dem Ring passiert! Was gibt's da nicht alles zu beobachten! Die Blumenfrau und eine Hundebalgerei und einen stolzen Reiter und die Käufer vor den zahlreichen Buden. Wie ungezwungen man doch auf dem Ring damals spazierte, kutschierte, trabte und sich mitten auf dem Fahrdamm höchst ausgiebig über Politik und liebe Mitmenschen unterhielt, angetan mit soliden Wollstoffen, hellen Schutenhüten und bunten Kattuns, die auch so lustig bunt aus den Tuchbuden hinter der Staupfäule hervorleuchten. Darüber hat Meister Boshardt viel erzählt. Just nicht in vollendeter Perspektive, aber in redlicher Redseligkeit und in lebendigen Farben. Rot leuchten die Dächer, in zarten grau-grünen und violetten Tönen fügt sich das Rathaus in den hellen Gesamttönen des Freskos ein. Dieser Gesamttönen aber macht den eigentlichen malerischen Wert aller Fresken im Saale von Breslau-Liffa aus, sie sind ja auch nicht zu groß und können daher zarter behandelt werden als manches



3 AUFNAHMEN: DAMERAU

raumbherrschende Deckenfresko in schlesischen Kirchen und Sälen. Feines Abstimmen ist Boshardts Stärke. In weichen Harmonien, voller abendlich-zarten Farbenschmelzes färbt er seine mit unbeschwerten Segelwolken belebten Himmelsweiten, vor denen die Bauwerke, weich angeleuchtet und durchsichtig schattiert, stehen. Und immer wieder bringt der Maler eine kleine Pointe ins Bild, sei's motivisch-farblicher, sei's anekdotischer Art. Da fährt auf bläulich blinkendem Oderspiegel eine grasgrüne Luftbarke vor dem Sandkloster dahin, und ein weiß-rosa Fähnchen wedelt dazu. Dort geht Peter Schlemihl wohlweislich im Schatten der grünlich und ockergelb gefärbten Albrechtstraße - die Studenten bemerken ihn aber dennoch. Drüben schimmert in warmen Spätnachmittagsfarben das königliche Palais an der Karlstraße (aha, noch ohne die schweren, den Mittelbau bedrückenden Seitenbauten notieren wir rasch). Aus der Geschlossenheit der Gesamttönung leuchtet hell das teure Polstertuch im Fond eines herrschaftlichen Wagens, und zweien große Federbüsche kennzeichnen jene sich unterhaltenden Offiziere. Und, ei sieh da - Tante Friederike am Arm des Gatten hübsch auf dem Bürgersteig gehend, hat ihn hinter dem »Knicker« weg schon entdeckt - das eine ist doch der Herr Kommandant!?

Ja, er muß es sein, denn Meister Boshardt verlieh ihm täuschende Ähnlichkeit vermittels eines aufgeklebten Gesichtes, das er aus einem Porträtstich schnitt. Unser Meister weiß aber noch viel mehr zu berichten vom alten Breslau: von dem Elisabethkirchplatz, von der Klosterstraße, von der Elftaufendjungfrauenkirche. Wohl nirgends weiß er poesievoller zu erzählen, als in der Ansicht des alten Weidendammes. Da flimmert Alt-Breslaus Stadtbild über dem Fluß silbrig im Licht, während ein sonntägliches Publikum unter der schönen, grünen Allee spazieren geht. Der Meister zieht seine Staffage liebevoll an: den »Gent« mit weißer Hose und grünem Gehrock. Den Eheherrn mit ockergelbem Beinkleid. Die Frau Gemahlin aber hat sich ganz fein gemacht, trägt sie doch über getupftem Musselinkleid das Modeprachtstück aller Frau Biedermeiers: das warme, doppeltgelegte, glockigumhüllende, wohligh die Figur abrundende Umschlagetuch, jenes überaus nützliche Kleidungsstück, das wir schon aus den Struwelpeter-Illustrationen des Herrn Dr. Hoffmann kennen. Sein Zeitgenosse hier weiß auch von Welt, Sitten und Moden. Er schildert Gemütliches gemütvoll, manch Nebenfächliches in beschaulicher Breite, eine Stadt in »propperer« Buntheit: Breslau im Biedermeier.

ANEKDOTEN UM FRIEDRICH DEN GROSSEN

AUS: DER ALTE FRITZ IN OBERSCHLESILIEN
VON GEORG HYCKEL · IM SCHLESILIEN-VERLAG

WIE DER ALTE FRITZ SCHLESILIEN GEWANN: Der Alte Fritz hatte zwar Schlesilien durch die Schärfe des Schwertes und sein Kriegsglück erobert, aber Maria Theresia war mit dem Übergange des schönen Landes in seinen Besitz noch nicht einverstanden. Sie erklärte, er solle es nur dann behalten, wenn es ihm gelänge, durch List einen Zentner Schnupftabak unbeanstaltet über die Grenze zu bringen. Das war schwer; denn alle Wege wurden gut bewacht. Aber der König mußte Rat. Er ließ bei einem Reitertrupp von 400 Mann jedem Pferde ein Viertelpfund Schnupftabak unter dem Rosschweif verstecken. Da war die Überraschung in Wien groß, als die preußischen Reiter durchs Tor sprengten und den Tabak vorwiefen. Die Kaiserin hatte die Wette verloren und mußte nachgeben. Für alle Fälle wurde dann die Grenze so im Zickzack gezogen wie sie jetzt ist, zum Beispiel bei Hoßenplotz, damit die Pächter leichtere Arbeit haben sollten.

*

DER SOLDAT: Es war die Zeit des Siebenjährigen Krieges. Die Österreicher wollten Neisse, das seit 1741 preußisch geworden war, durchaus zurückerobern. Sie belagerten die Stadt und bombardierten sie aufs heftigste. Unzählige Kugeln beschädigten Häuser und Kirchen. Nur die Kreuzkirche in der Brüderstraße blieb von allen Geschossen verschont.

Eines Morgens fand der Glöckner nach einer schrecklichen Beschießung drei Brandkugeln zu Füßen eines in einer Nische befindlichen Marienbildes liegen. Die frommen Bürger zogen daraus den Schluß, daß der Schuß des Gotteshauses wohl diesem Gnadenbilde zuzuschreiben sei. Dankbar schmückten die Gläubigen seitdem das Bild täglich mit frischen Blumen, reiche Frauen zierten das Gewand der Statue mit kostbaren Edelsteinen.

Da war eines Tages der kostbare Schmuck der Madonna verschunden, gestohlen. Ganz Neisse war empört über diesen Frevel. Allmählich richtete sich der Verdacht auf einen Husaren, den man öfter, als bei einem Soldaten zu vermuten stand, betend vor dem Bilde gesehen hatte. Der Verdacht bestätigt sich, als bei einer Untersuchung im Mantelfack des Husaren der gestohlene Schmuck gefunden wurde.

Aber der Frevel behauptete immer wieder keck, er habe den Schmuck nicht gestohlen, sondern die Madonna habe ihm denselben selbst geschenkt, um seine Frömmigkeit zu belohnen. Kein Mensch glaubte ihm die Ausrede, auch nicht das Kriegsgericht, das den Husaren zum Tode durch den Strang verurteilte.

Bevor aber das Urteil vollstreckt werden konnte, mußte erst die Bestätigung des Königs eingeholt werden. Die Prozeßakten wanderten also nach Berlin. Dort bekam die Angelegenheit eine besondere Wendung. Der König ließ nämlich bei der kirchlichen Behörde anfragen, ob ein solches Wunder, wie es der Angeklagte behauptete, nach kirchlicher Lehre möglich sei. Die genannte Behörde antwortete ausführlich. Sie gab die Möglichkeit zu, sprach aber gleichzeitig die Vermutung aus, daß im vorliegenden Falle der Beschuldigte den herrschenden frommen Glauben nur als Ausrede benutze, um sich zu retten.

Doch der König hob das Urteil auf. Er erklärte: Nach dem Gutachten der Kirchenbehörde kann die Behauptung des Verurteilten nicht zurückgewiesen werden, andererseits ist kein Zeuge für seine Tat vorhanden. Also kann er nicht bestraft werden. Es ist dem Soldaten aber unter Verlust seines Kopfes zu verbieten, jemals wieder Geschenke von der Madonna anzunehmen.

DIE BAUERN LERNEN KARTOFFELN ESSEN: Es ist bekannt, daß Friedrich der Große den Kartoffelbau mit aller Macht einführen wollte, daß er aber dabei auf den einmütigen Widerstand der Bauern stieß. Der Landrat von Arnold sorgte darum mit etwas Nachhilfe dafür, daß an den Wegen rings um Neisse, die der König bei Besichtigung der Festungswerke immer zu benutzen pflegte, einige Felder mit Kartoffeln rechts und links dem Beschauer recht in die Augen stachen.

Als nun der König, vom Fort Preußen kommend, allein einen Feldweg entlangritt, traf er vor einem Kartoffelbeet einen alten Bauern, der sich die Herrlichkeit prüfend behalf.

»Gehören ihm die schönen Kartoffeln?« redete Friedrich leutfertig das Bäuerlein an, das ihn nicht erkannte.

»Nu ja, ja, nee, nee, Herr Offizier, das is afu anne Sache, wam sie gehiern. D'r Landrot keeft se, wir hoan d' Arbeit mit, und inse Schweinla und inse König, die tun se frass'n.«

»So, so - und Ihr Hundsfötter von Bauern rührt sie natürlich nicht an?«

»Gott behütte, Herr Offizier, die Dinger sein ju giftig. De Leute sprechen, ma kriggts Friesen davoan.«

Der König verbarg seinen Unmut hinter einer Prise, erkundigte sich noch recht freundlich nach dem Heimatsorte des Alten und ritt nachdenklich davon.

Als nun die Kartoffelernte im besten Gange war, erschien im Dorfe des Bäuerleins ein Offizier mit einem Trupp schnaubbärtiger Husaren und beorderte alle Besitzer in den Gerichtskretscham. Hier mußten sie an einer langen Tafel Platz nehmen. In ängstlicher Stille harrten sie der Dinge, die da kommen sollten.

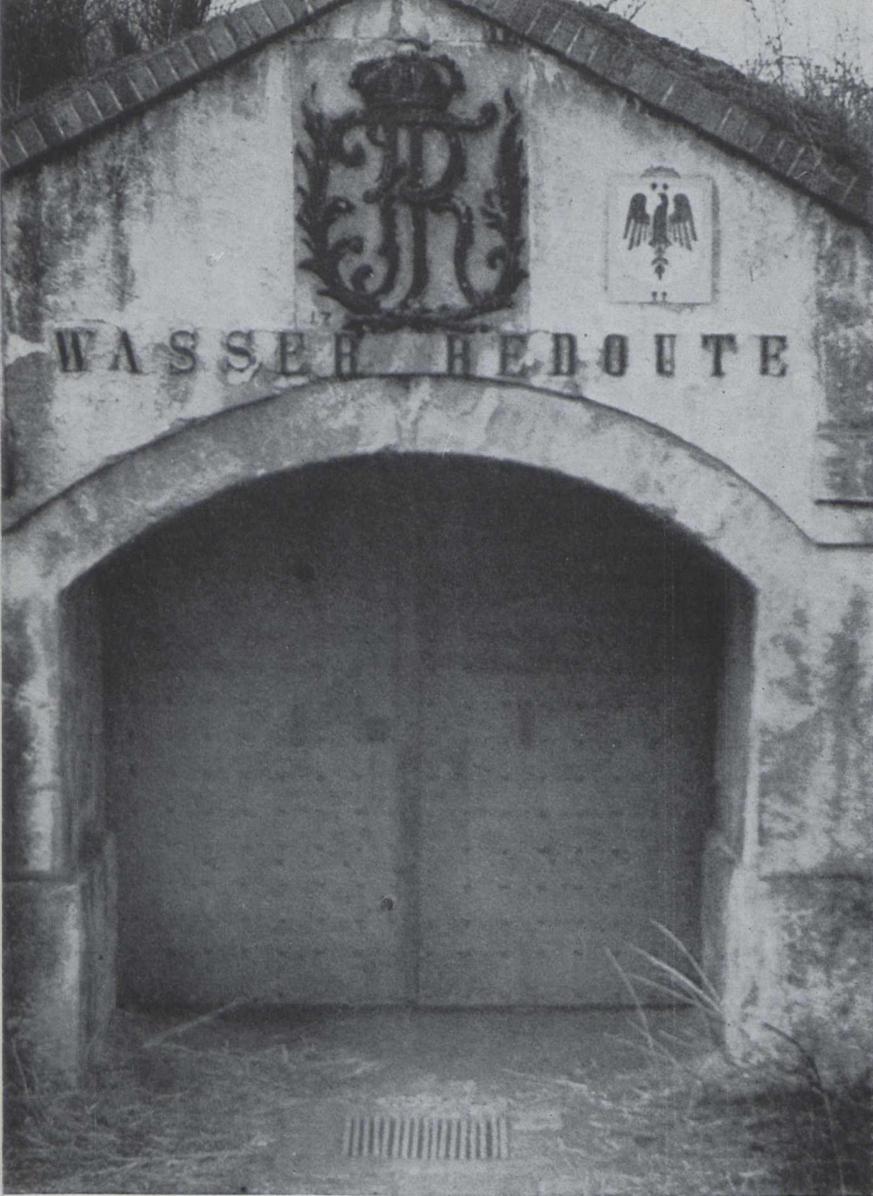
Es kam aber nichts als ein großer Waschkessel gekochter Schalkartoffeln. Die wurden vor ihnen auf den Tisch geschüttet, und dann eröffnete ihnen der Offizier: »Se. Majestät wünschen, daß außer ihm und den Schweinen auch Ihr verdammten Bauernlummel die Kartoffeln fressen lernt. Also zugriffen - und wer nicht ordentlich einhaut, dem sollen wir etwas nachhelfen.«

Und so geschah's. Die Unteroffiziere paßten höllisch auf, und wenn einer lange Zähne machte, so tanzte ihm schon der Korporalstock auf dem Rücken. In zehn Minuten war der Tisch leer, und böse Zungen behaupteten, die Bauern hätten in ihrer Angst sogar die Schalen mit verschlungen. Das »Friesen« aber hat keiner bekommen.

*

SCHLAGFERTIG: Bei seinen wiederholten Besuchen von Oberschlesilien kam Friedrich der Große auch einmal nach der Stadt Rybnik. Es hatte kurz vorher stark geregnet; und da der Ring nicht gepflastert war, stand er voller Pfützen und Lachen. Das kam öfter vor, war aber nicht so schlimm wie es ausah; denn der sandige Untergrund sog das Wasser alsbald wieder auf. Der König, der das natürlich nicht wissen konnte, stutzte, als er den großen See vor sich sah. Er hielt auf seinem Pferde an und mit ihm das ganze Gefolge. Unter diesem war auch der Feuerbürgermeister, wie man damals den Leiter des Ordnungswesens der Stadt nannte, ein im Dienst ergrauter, unerschrockener und schlagfertiger Mann. Der König winkte ihn zu sich heran, und indem er auf die Überschwemmung und den Schmutz wies, fragte er unwillig: »Was würde es wohl kosten, die Stadt zu pflastern und sauber zu halten?« Der alte Beamte erwiderte schnell gefaßt: »Zwei Stunden Sonnenschein, Majestät, nicht mehr!«

»Die kann ich ihm freilich nicht geben«, antwortete befänftigt der König und wandte sich lächelnd ab.



WASSER-REDOUTE
IN GLOGAU (1754)

AUS DES GROSSEN KÖNIGS ARBEIT FÜR SCHLESISIEN

Mit dem Jahre 1941 hebt für Schlesien ein bedeutsames Gedenkjahr in doppelter Beziehung an. Seine Landeshauptstadt Breslau kann in den Sommermonaten auf die Zeit zurückblicken, da vor 700 Jahren aus der Asche der verbrannten Siedlung an der Oder die neue Stadt des deutschen Kaufmanns in weitschauender, großzügiger Planung entstand. Das Land Schlesien aber gedenkt mit der Jahreswende 1940 zu 1941 der Zeit vor 200 Jahren, da es preußisch und da ihm mit dieser schicksalsvollen Wende ein großes Vaterland geschenkt wurde, dessen Geschichte einmündet in das gewaltige Geschehen Großdeutschlands in der Gegenwart.

Diesem zweihundertjährigen Jubiläum sollen diese Blätter gewidmet sein, auf denen wir nachlesen werden, welch ein Riesenmaß von Arbeit dazu gehörte, diesen geschichtlichen Umschwung einzuleiten, zu erkämpfen und zu vollenden. Das Bewunderungswürdige aber, das uns wiederum mit magischer Kraft an die Gegenwart erinnert, ist die Tatsache, daß dieses Riesenmaß von Arbeit letzten Endes von einem Manne, von einem umfassenden Geiste geleistet wurde. Wir wissen, daß die Angliederung Schlesiens an Preußen dem, der sie vollzog, nicht etwa wie eine reife Frucht in den Schoß fiel, sondern daß sie eine wahre Herkulesarbeit bedeutete. In drei Feldzügen von elfjähriger Dauer und in jahrzehntelanger, rastloser Friedensarbeit hat der große König als ein deutscher Held um Schlesien gerungen. Dieses Heldentum als Feldherr, als Staatsmann und als unermülich forgender Landesvater läßt uns Schlesier immer wieder in unauslöschlicher Dankbarkeit zu dem Manne aufblicken, der Schlesien zum ersten Male in seiner wechselvollen Grenzlandgeschichte den Begriff des Vaterlandes gab. Uns soll heute in diesen Betrachtungen

nicht der Ruhmesweg des siegreichen Feldherrn beschäftigen, sondern wir wollen an Einzelbildern aus der unermülichen Arbeit für dieses Land Schlesien aufs neue versuchen, einen Hauch des gewaltigen Geistes zu verspüren, der den kleinen gebrechlichen Körper des Großen Königs befeelte. Wir erleben ja in der Gegenwart wiederum das Wirken eines Mannes, wie er seinem Volke nur in großen Abschnitten der Geschichte einmal geschenkt wird. Der Betrachter der Geschichte wird feststellen, daß das Wunder der Erfolge beider großer Männer wohl in erster Linie auf der einzigartigen Konzentration ihrer Kräfte und der unerbittlichen Logik ihrer Gedankengänge beruht. Beiden ist die Gabe der Erkenntnis des rechten Augenblicks in hohem Maße beschieden, und beide Männer bewältigen ein für die Zeitgenossen und für spätere Geschlechter unvorstellbares Maß von Arbeit. Wenn wir mit diesem Blick für das Zeitgeschehen die Geschichte gewordene Arbeit des großen Königs betrachten, so steht sie im Gedenkjahre 1940/41 doppelt lebendig und leuchtend vor uns. Das ist ja das Unbegreifliche an der geschichtlichen Leistung dieses großen Monarchen, daß man überall in seinen Staaten bis auf den heutigen Tag sein persönliches Wirken verspürt. Wir mögen in Ostfriesland reisen, Dämme und Deiche, Straßen und Städte, Siedlungen und Dörfer uns zeigen lassen, und wir hören immer wieder: »Das hat der Alte Fritz gemacht!« Und es kommt vor, als hätte er nichts anderes in seinem Sinne gehabt als dieses Ostfriesland. Oder wir wandern im Spreewald oder mit dem klassischen Wanderer Theodor Fontane durch die Mark und im Oderbruch, oder unsere Gedanken gehen nach Westpreußen, jener Provinz, die er im Frieden eroberte, und

Die nun wieder nach zwanzigjähriger Unterbrechung durch die siegreichen Waffen unserer Wehrmacht unfer ist, und überall verspüren wir die unauslöschliche Erinnerung an seine sorgende Hand. Unfer Schlesiens aber, jenes Land, um das er in drei Feldzügen von fast elfjähriger Dauer gekämpft und in 33 Friedensjahren unablässig gerungen, es zeigt uns, wie keine andere Provinz, bis auf den heutigen Tag Sinn und Geist dieser Riesenarbeit. Wer offenen Auges unsere Heimat durchwandert, der kann auch heute noch deutlich wahrnehmen, wie der König diesem seiner Kultur nach füddeutschen Lande das preussische Antlitz aufgeprägt hat. Unmittelbar neben den heiteren und prunkvollen Barockbauten stehen die Bauwerke preussischen Stiles, die Zweckbauten von Kasernen und Magazinen, stehen die schlichten, hölzernen Bethauskirchen für die Evangelischen, einst aus Sparsamkeit und Diplomatie ohne den schmückenden Kirchturm errichtet. In den einsamen Wäldern Oberschlesiens sieht man noch heute die ersten Industriebauten, in denen der König die Munition für sein Heer gießen ließ. Siedlungsdörfer liegen dort mit gleichmäßigen, gediegenen Bauernhäusern, die er zu errichten befahl. Das großartigste Denkmal aber, das je ein Volk seinem Landesvater errichtete, sind die 69 Ortsnamen in Schlesien, die des Königs Namen tragen.

Wir wollen nun einmal versuchen, einen schüchternen Blick in die Werkstätte dieser großen Arbeit zu tun. Wir wollen den Niederschriften nachgehen, in denen diese großartige Fülle der Gedanken und Pläne niedergelegt ist, die er erdachte und die er durchgeführt hat, verfolgen wollen wir an einigen wenigen Beispielen, wie er diese Gedanken in die Verwaltungsmaschinerie seines Königreiches einsetzte, und wie sie diesen wunderbar konstruierten Apparat durchliefen. Im Breslauer Staatsarchiv werden unter dem Repositorium M. R. 199 in den folgenden annähernden Zahlen Aktenstücke verwahrt, deren einzelne wiederum eine ganze Anzahl Bündel umfassen. Davon sind etwa 125 den Fragen der Wirtschaft gewidmet. Das war notwendig, denn wir dürfen nie vergessen, daß mit der Besitznahme

Schlesiens eine langgestreckte, reiche Provinz, seinem natürlichen, alten, durch Jahrhunderte verbundenen Wirtschaftskreis abgerissen und einem ganz neuen angefügt wurde. Etwa fünfzig Aktenstücke befassen sich mit der militärischen Sicherung des Landes, und die gleiche Anzahl mit der Land- und Forstwirtschaft. Wiederum fünfzig mit dem Städtebau und dem Siedlungswesen, dieselbe Zahl mit dem Wasser- und Straßenbau, etwa dreißig mit der Fürsorge für Schule und Kirche, und fünfzehn mit der Volkswohlfahrt und der Gesundheit des Landes. Wie war es möglich, diese unerschöpfliche Fülle der Aufgaben zu bewältigen? Wie ist es zu erklären, daß dies in einem Menschenalter in die Tat umgesetzt wurde? Ein Brief des Königs vom 27. September 1742 aus Breslau scheint uns dieses Wunder zu erklären:

»Ich habe in acht Tagen mehr Geschäfte abgemacht, als die Kommissionen des Hauses Österreich in acht Jahren, und beinahe alles ist mir glücklich vonstatten gegangen.«

Mit der Schärfe seines Geistes und mit jener begnadeten Energie, die große Männer auszeichnet, hat der König mit kühner Hand diese Fülle der Arbeiten angepackt und durchgeführt. Da galt es zuerst das neueroberte Land zu sichern und die schlesischen Regimenter kriegsgeübt zu halten. 3000 Mann Besatzung hatte Schlesien unter der Herrschaft des Hauses Habsburg. 30000 stellte der König in der neueroberten Provinz auf, und am Ende seiner Tage lag eine Truppenmacht von 40000 Mann in Schlesien. Jahr um Jahr werden die großen Manöver abgehalten. Jahr um Jahr tritt der König seine schlesische Reise nach dem »Campement«, dem Feldlager an, in das die Truppen zusammengezogen werden. Vielfach sind es zwei solcher Lager, in denen der König seine Soldaten inspiziert. Ein ganzes Jahr im voraus wurde die Durchführung dieser Manöver in der Zusammenziehung der Truppen und vor allen Dingen in der sparsamsten Ausrechnung der entstehenden Kosten vorbereitet. 1751 kostete nach dem im Oktober des Vorjahres aufgestellten Etat das Feldlager 13 149 Thaler, 3 Silbergroschen, 7 Pfennig. »Ich nehme



KORNSPEICHER
IN DEUTSCH
WARTENBERG

totane Summe an, und will, daß Ihr Euch danach einrichten sollt!« schreibt der König an seinen schlesischen Minister Münchow. Vierzehn Tage später schon forderte er ihn auf, eine neue Aufstellung und Ausrechnung einzufenden: »demit ich folche nochmalen nachsehen könne, ob sie meinen Intentionen in allen Stücken konform sei.« Wo kamen nur die Gelder her? Im Dezember 1750 schreibt der König an Münchow: »Aus dem Bestande der Breslauischen Ober-falz-kasse bleiben noch 12 000 Thaler zu meiner Disposition übrig, so will ich, daß Ihr davon auf Abschlag der künftig jährigen Campements-Kosten 6000 Thaler inbehalten, zum ferneren Ausbau der Neustadt bei Neisse 2000 Thaler gegen Quittung des Generalmajors v. Treskov und zur Erbauung eines Pulverturmes bei Glogow, gegen Quittung des Oberfleutnants v. Königsmarck 4000 Thaler bezahlen sollt.«

Die andere Hälfte bringen die Regimenter selbst auf. Dabei wird peinlich darauf geachtet, daß die Regimenter jedesmal einen anderen Weg nehmen, damit sie nicht immer dieselben Dörfer zum Quartier haben; denn, schreibt der König am 26. Juni 1751 an Münchow: »Ich weiß sehr wohl, daß dieses denen armen Leuten sehr lastbar ist.« Im August tritt er dann die Reise nach Schlesien an. Alle neunzehn Wagen werden achtspännig gefahren. Des Königs Wagen allein wird von Postpferden, alle übrigen von Bauernpferden gezogen. In der nächsten Umgebung des Königs befinden sich neun Personen: der Prinz von Preußen, die Brüder des Königs, der Braunschweiger, die beiden Fürsten von Anhalt-Deffau, die Generale v. Winterfeld und von Schorlemer und der Oberst und Generaladjutant von Buddenbrock, der alles aufs genaueste vorzubereiten hat, außerdem noch zwölf Generale und höhere Offiziere. Die gesamte Verpflegung für diese Suite wird mitgeführt, in einer Küchenkaife, einem Kellervagen, einem Proviantwagen, zwei Wagen für das königliche Silber und einem Wagen für das Kupfergerät. Daneben reiten siebenundzwanzig Pagen, Köche, Küchenburfchen, Feldjäger, Wagenmeister, und selbst der königliche Coffetier und der Mundbäcker fehlen nicht. So rollte Jahr um Jahr ein Zug von neunzehn achtspännigen Wagen nach Schlesien. Die Reiseroute war auf den Tag und die Stunde genau festgelegt. So wurden in den Jahren 1752 die Campements bei Schalkau, 1753 das berühmte Campement bei Liffa und 1754 bei Golau abgehalten. Die beiden letzteren Manöver fanden auf dem Gelände statt, das vier bzw. drei Jahre später der Schauplatz Friedrichs ruhmreichster Schlacht wurde, der Schlacht bei Leuthen. Daß der König als Quartiergast nicht geizte, geht unter anderem daraus hervor, daß er seinem Quartierwirt, dem Baron v. Mudrach für Einrichtung und Verbesserung seines Liffaer Schlosses 281 Thaler 10 Silbergroschen 9 ³/₅ Pfennig bezahlen ließ.

Größer waren freilich die Summen, die er für den Ausbau der schlesischen Festungen alljährlich verwandte. In den Dezember-Monaten der Jahre 1749 und 1750 werden für die kommenden Jahre die Aufstellungen für die Befestigungsarbeiten in Schlesien vorgenommen.

Am 13. Dezember 1749 schreibt der König an Münchow:

»Nachdem ich nunmehr mit dem Herrn Obristen v. Leß und dem Herrn Generalmajor Fouqué alles reguliert habe, wie es vor das kommende Jahr mit den schlesischen und glazischen Fortifikationsbauten gehalten werden soll, überfende ich Euch beikommendes Detail davon, damit Ihr Euch wegen Auszahlung derer Gelder in denen Euch bekannten Terminen danach arrangieren könnt.«

Diesem Brief ist eine Aufstellung beigegeben, nach der erhalten Glogau 6000 Thaler für die Instandsetzung des neuen Oderkanals, Schweidnitz 100 000 Thaler für die Erbauung zweier großer Forts, Neisse 27 000 Thaler für ein Mehlmagazin und Reparaturen an Schleußen und Werken, Cosel 13 000 Thaler, Glas 20 000 Thaler. Diese Gelder werden aus nachstehenden Fonds bezahlt:

100 000 Thaler von dem Überschuß und ersparten Ausgaben bei dem Etat 1749/50,

60 000 Thaler aus der Generalkriegskasse,

6 000 Thaler aus den bei der Glogauischen Kammer reservierten Glogauer Festungsbaugeldern von 1749/50.

Neben dieser Generaldisposition geht die Fülle der Kleinarbeit ununterbrochen weiter. Die Gelder fließen langsam; die Festungskommandanten fordern sie ungeduldig beim schlesischen Minister an. Einige wenden sich direkt an den König. Einem besonders

eiligen Dränger hat Münchow einen Vorchuß gezahlt, ohne des Königs ausdrücklichen Befehl. Der schreibt an ihn:

»Vor das Künftige aber habt Ihr zu beobachten, daß sowohl in der gleichen als allen anderen Fällen keine Gelder aus meinen Kassen ausgezahlt werden müssen, bevor nicht deshalb bei mir angefragt worden, und bevor ich nicht die Ausgabe approbieret und eine Order zur wirklichen Auszahlung gegeben haben werde.«

Zugleich fordert der König seinen Minister zum Bericht nach Berlin, und zwei Tage später schreibt er ihm, er solle ja nicht vergessen, das Verzeichnis der für dieses Jahr angewiesenen Baugelder für die Glogauer Befestigung mitzubringen.

Gerade in diesem Aktenstück befindet sich ein aufschlußreicher Brief von der Hand Eichels, des Königs getreuen Kabinettsrat und Geheimsekretär, an den Minister von Münchow, der uns einen Einblick in die Entstehung der königlichen Ordres gibt. Eichel fragt den Minister an, ob in der Ordre Sr. Majestät, die er ihm heute noch zur Unterschrift vorlegen will, und die er laut beiliegender Einlage projektiert, noch irgend etwas beizufügen sei.

Daraus geht hervor: der König befiehlt dem Sinne nach, sein Kabinettssekretär bringe die Ordre in die richtige Form, aber er fragt den Minister, ob noch etwas fehlt. Hier sieht man die exakte Zusammenarbeit aller Derer, die um den König sind. Die Briefe jedoch, die der König an seine Minister abrichtet, hat er alle ohne Ausnahme selbst diktiert. Das beweisen nicht nur sein souveräner Stil, sondern die oft ganz persönlichen freundlichen Worte, die er für seine Beamten findet. So wünscht er seinem aus dem Karlsbad zurückgekehrten Minister v. Münchow: »daß der gute Effekt beständighin weiter continuieren möge, wozu aber ohnumgänglich gehöret, daß Ihr Euch noch sehr menagieren müßet, welches ich Euch dann hierdurch bestens recommandiere.« Das ist der Spiegel von der Arbeit Friedrichs des Großen, wie er uns nur aus einem winzigen Ausschnitt von drei militärischen Aktenstücken entgegenleuchtet.

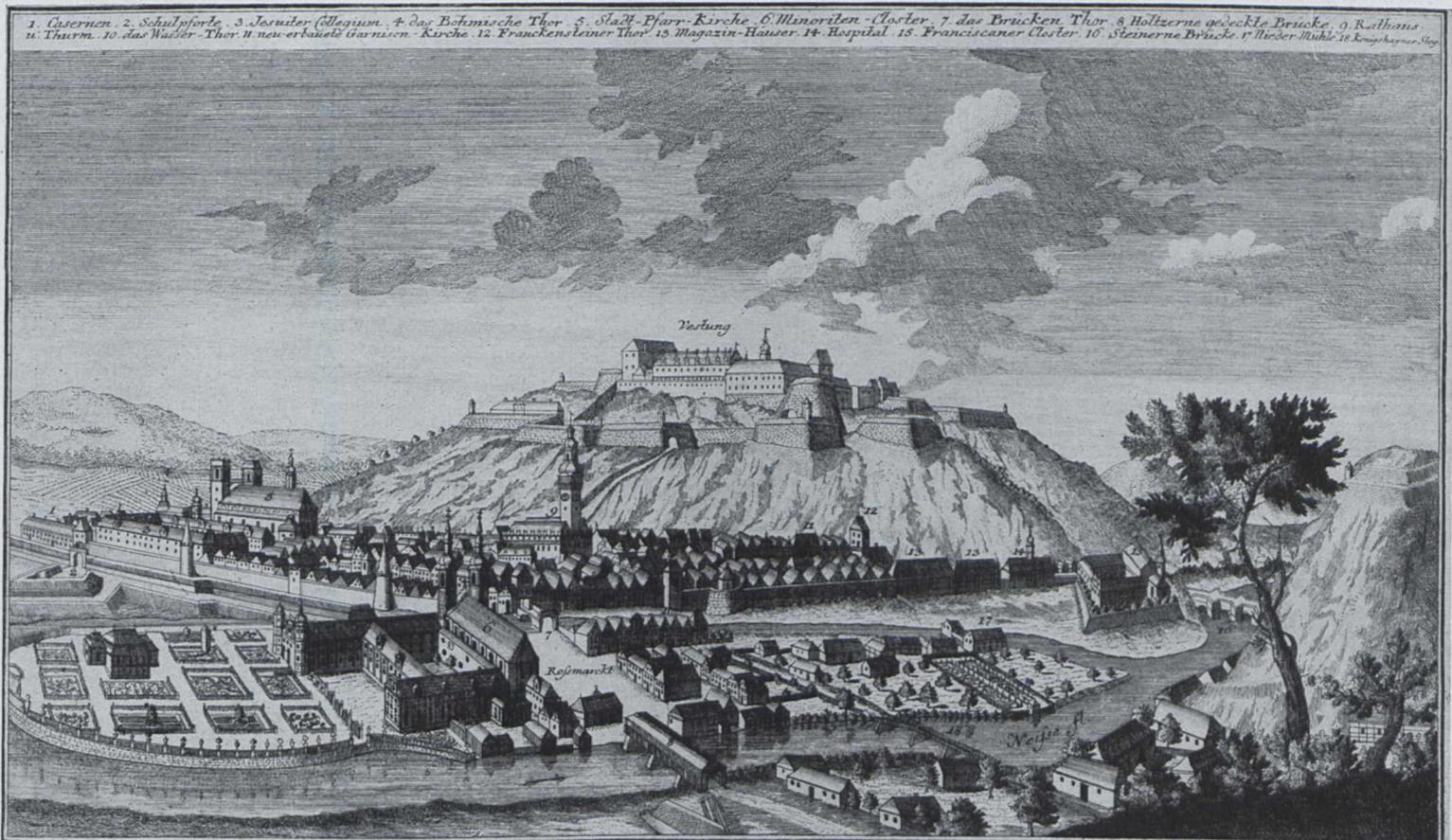
Wenden wir uns nun dem großen Gebiete der wirtschaftlichen Maßnahmen zu. Wenn wir daran denken, daß von den etwa 125 Aktenstücken »das Commercium betreffend« die weitaus größte Anzahl aller darin enthaltenen Maßnahmen des Königs eigenen Gedankenquellen entsprang, und daß in diesen 125 umfangreichen Bündeln sich wohl kein einziges befindet, in dem nicht immer wieder persönlich diktierte Briefe des Königs vorhanden sind, so können wir ermessen, welche gigantische Arbeit er der wirtschaftlichen Umstellung und Erhaltung der neuen Provinz gewidmet hat. Denn gänzlich umgestellt mußte sie werden, wie wir schon hörten.

Immer aufs neue wieder wurden Anregungen für die Aufnahme von Fabrikationen aller Art gegeben. Vergessen wir nicht, daß die Eroberung Schlesiens in die Zeit fällt, als aus Handwerksbetrieben allmählich Industrien entstanden. Der Begriff der »Fabrique« begann sich damals zu bilden. Daß sich unter der Fülle der Unternehmungen auch mancher Mißerfolg zeigt, ist erklärlich. Daß manches ein Experiment blieb, ist verständlich. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß unter diesen vielfältigen wirtschaftlichen Unternehmungen des Königs sich die oberschlesische Eisenindustrie befindet, die er gegründet, um nur einen einzigen Zweig aus dem großen schlesischen Wirtschaftsleben zu nennen. Der Beweglichkeit dieses rastlosen Geistes entspricht es, daß sich der König auch in wirtschaftlichen Dingen hier und da solcher Personen bedient, die ihm einmal in Kriegszeiten irgendeinen abenteuerlichen Dienst erwiesen haben. Merkwürdige Gestalten sind ihm da in den Weg getreten, und er ist wiederholt ausgesprochenen Betrügnern in die Hände gefallen. So einem angeblichen Bergverständigen namens Herzer, seines Zeichens Barbier und Heildiener aus dem Vogtlande, der ihm im Siebenjährigen Kriege gute Dienste als Spion geleistet hatte, und der auf Kosten des Staates jahrelang in Kupferberg und Rudelsdorf nach Kobalt graben durfte, aber sächsischen Kobalt in die Stollen einschmuggelte, bis er endlich auf die Festung wanderte. Zu diesen Erscheinungen gehört auch der Blaudrucker Ihle, der 1756 in Hirschberg eine Kattundruckereifabrique einrichtete, und 1750 nach der unglücklichen Schlacht bei Landeshut den König im Feldlager unweit Königsbrück aufsucht und ihm »nachrichtlich überbringt, daß bei der Landeshuter Affaire nicht allein alle Schriften, sondern auch der Schlüssel zu der geheimen Korrespondenz in Feindeshände geraten.«



1. Stadt-Pfarr-Kirche, 2. Jesuiten-Kirche und Collegium, 3. das Breslauer Thor, 4. das Jungfrauen-Closter, 5. derweygenante Bischofs-Hof, 6. das Franciscaner-Closter, 7. das Oder-Thor, 8. Rathhaus und Thurm, 9. die Crane, 10. die Dohn-Kirche, 11. St-georgen-Kirche, 12. das Schloß, 13. Dominicaner-Closter, 14. Dominicaner-Kirche, 15. das Paister-jesey Bräu-Flocke Thor, 16. die Evangelisch-Lutherische Friedens-Kirche.

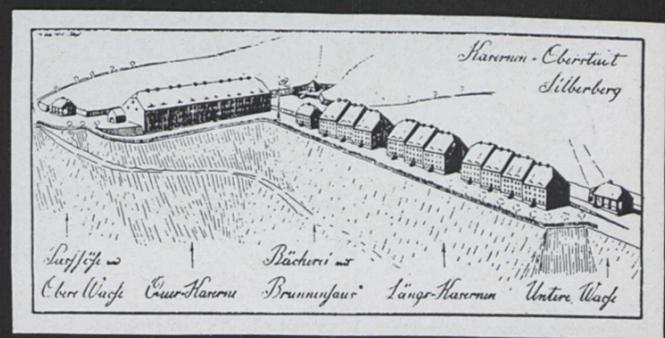
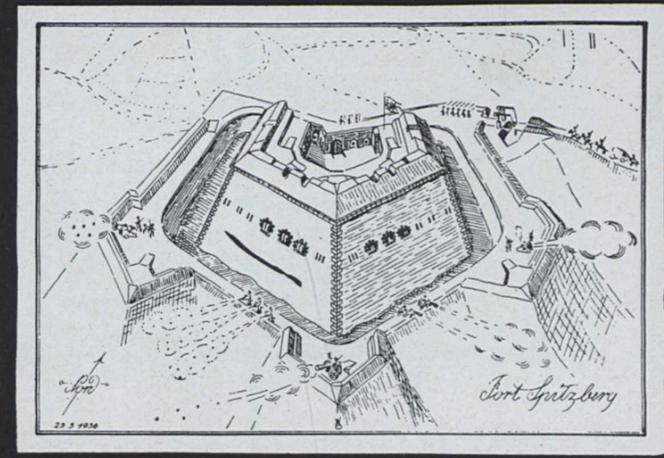
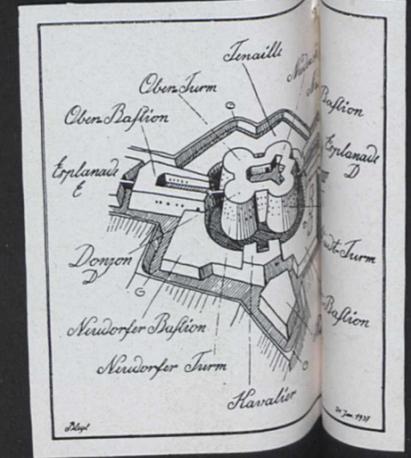
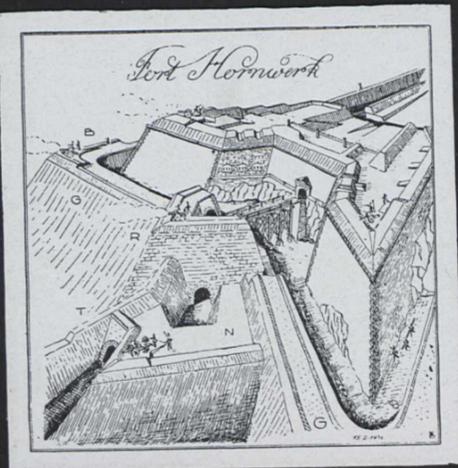
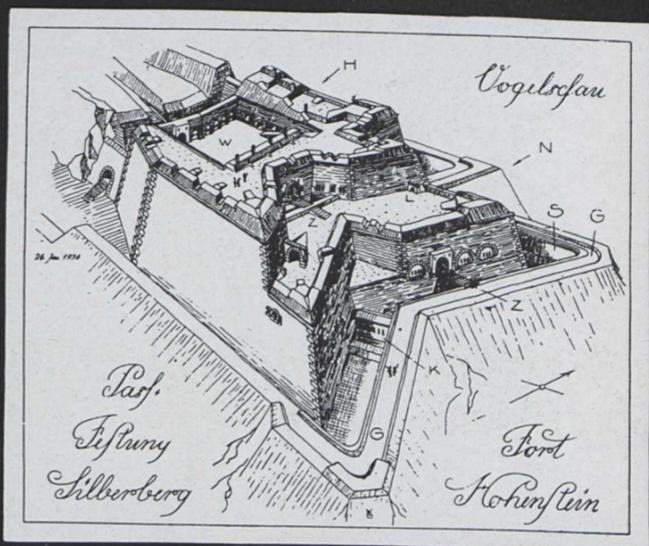
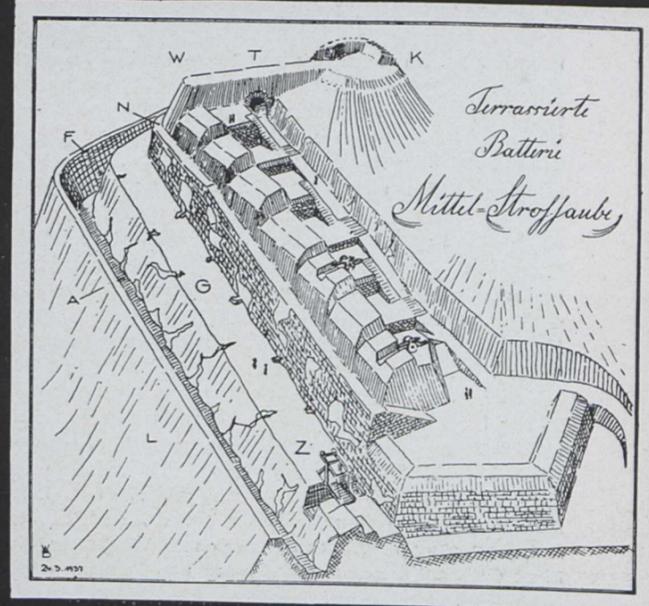
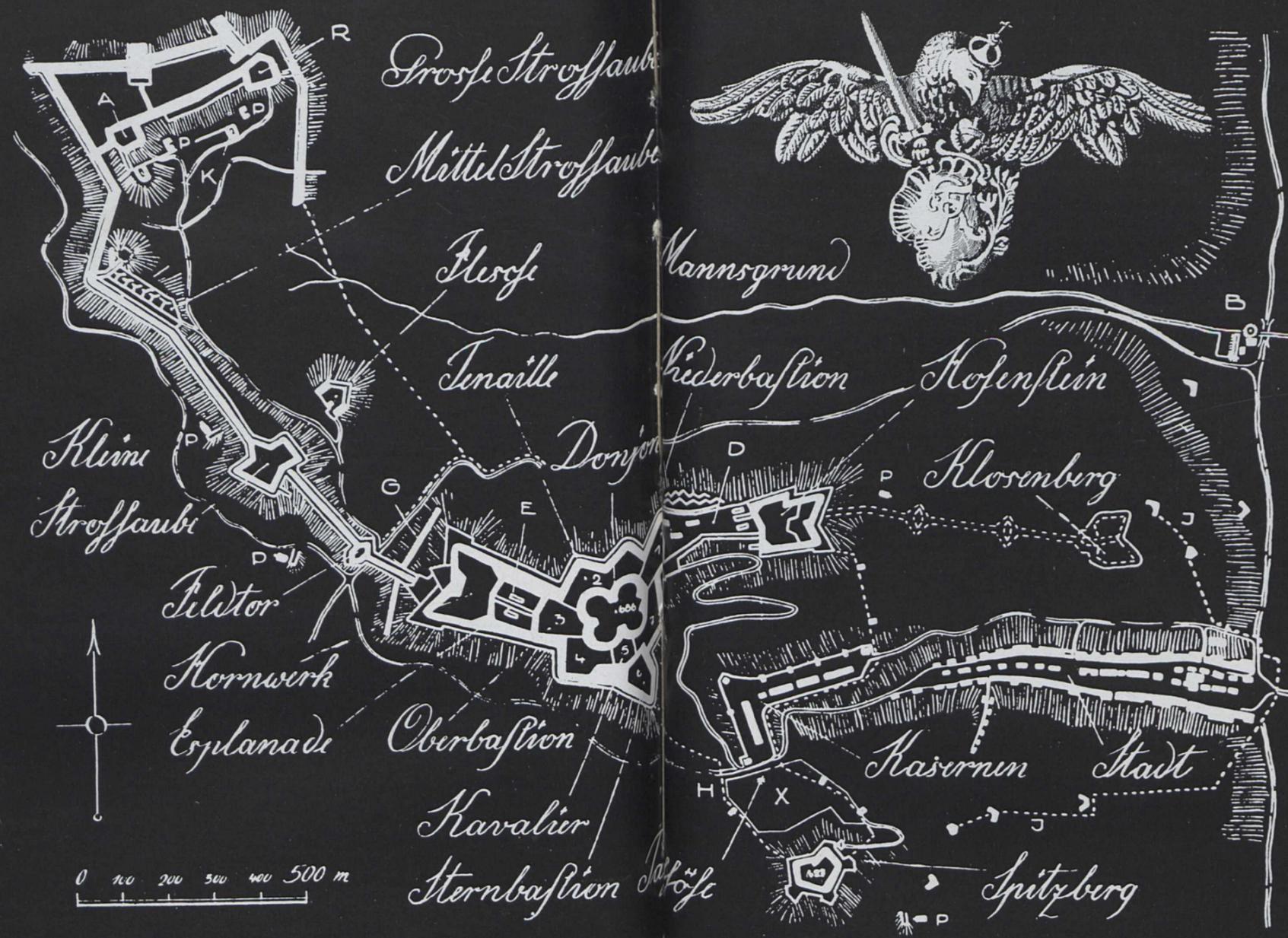
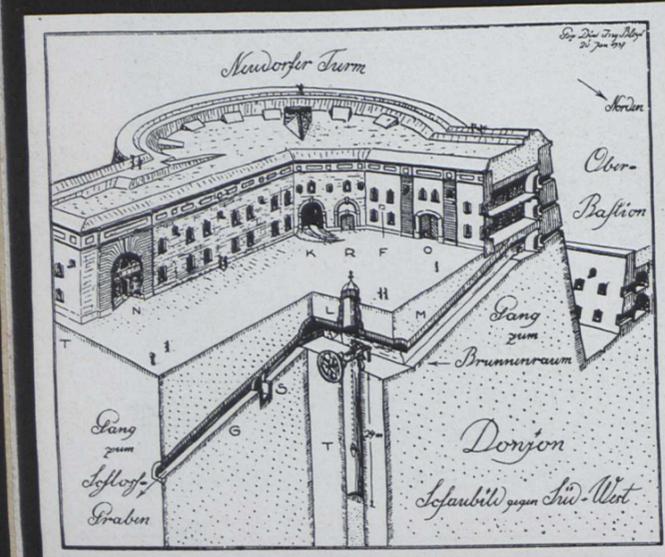
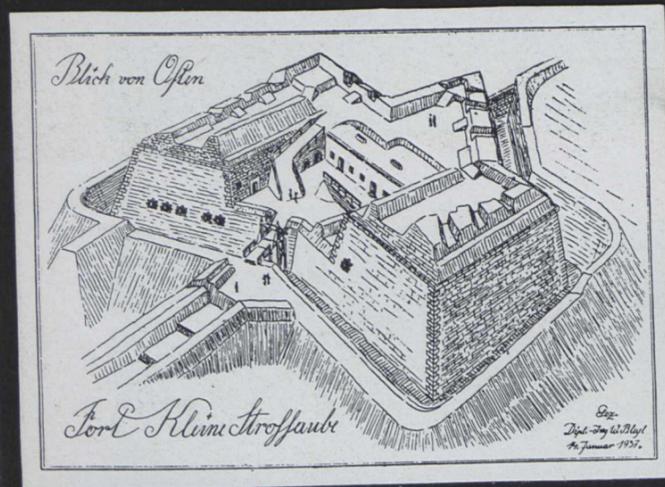
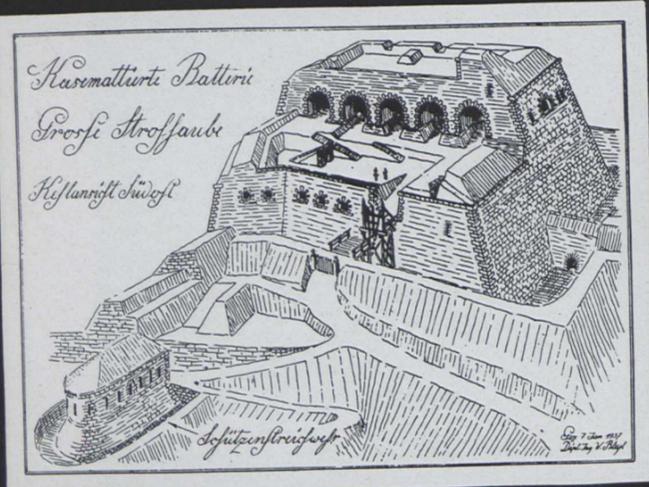
Prospect der Königl. Preuss. Stadt und Vestung Glogau



1. Casernen, 2. Schul-Forst, 3. Jesuiten-Collegium, 4. das Böhmische Thor, 5. Stadt-Pfarr-Kirche, 6. Minoriten-Closter, 7. das Brücken-Thor, 8. Holzernes gedeckte Brücke, 9. Rathhaus u. Thurm, 10. das Waßer-Thor, 11. neu-erbauete Garnison-Kirche, 12. Franckensteiner Thor, 13. Magazin-Häuser, 14. Hospital, 15. Franciscaner-Closter, 16. Steinerne Brücke, 17. Mieder-Mühl, 18. Königlicher Steg.

Prospect der Königl. Preuss. Stadt und Vestung Glatz.

DIE PASSFESTUNG SILBERBERG



Acht Jahre später macht Ihle bankerott und entweicht heimlich außer Landes. Durch königliches Urteil wird er am 15. Mai 1772 als ein boshafter Banqueroutier vor ihm erklärt und sein Bildnis an den Galgen geschlagen. Doch schon fünf Jahre später fleht er den König an, wieder in seine schlesische Heimat zurückkehren zu dürfen - und wirklich, der König begnadet ihn und macht ihn wieder ehrlich. Es ist erschütternd, die Eingaben dieses merkwürdigen schlesischen, vom Heimweh erfaßten Abenteurers zu lesen, den man wohl mehr einen wunderlichen Phantasten als einen Verbrecher nennen mag. In Hunderten von Fällen werden Fabrikunternehmer von Steuern befreit, erhalten zinslose Darlehen und Exportprämien vom Staate. Manch einer wird unbescheiden, wie der Fabrikant Schlag zu Hirschberg. Der Alte Friß schreibt am 21. Juni 1780 an seinen schlesischen Minister von Hoym: »... aber daß der Schlag die ganze Akzise und Zollfreiheit verlange, das geht nicht an! Leinwand ist ja im Lande, also braucht er weiter nichts, als etwa ein bisgen Farbe, das ist alles«. In diesem Brief fährt der König fort: »... bei der Gelegenheit habe Euch auftragen wollen, durch die Zollextrakte ausmitteln zu lassen, was für andere fremde Waren noch eingeführt werden, und dann darauf zu denken, was für Manufakturen in Oberschlesien noch anzulegen, damit die Sachen im Lande selbst angefertigt werden, und wir die fremde Waren entbehren können: Ihr habt das also näher zu untersuchen und mir sodann Euren Bericht zu erstatten.« So sehr auch der König bestrebt war, Schlesien unabhängig von fremder Einfuhr zu machen, so klar erkannte er selbst in kleinen Fällen, was in der Anlage von neuen Werkstätten lohnend oder unlohnend sei. Noch im Dezember 1785 schreibt er seinem Minister Hoym auf einen Bericht, in dem die Anlegung einer Fabrik von Schleif- und Wehsteinen in der Grafschaft Glatz auf Betreiben eines Herrn von Pannwitz angeregt wird, »es wäre das nicht von Beträchtlichkeit, daß deshalb eine eigene Schleifmühle erforderlich sei, und daß ich dazu 2000 Thaler hergeben

soll. Es gibt ja solche Leute und Schleifers zu Breslau und auch sonst dorten im Lande wohl schon genug, die alles das machen können, ohne daß es nötig ist, deshalb eine eigene Mühle bauen zu lassen.« Der König hat recht gehabt, drei Wochen vor des Königs Tode hat Hoym dem ewigen Drängen des Unternehmers nachgegeben und ihm eine Unterstützung von 500 Thalern bewilligt, und schon ein Jahr später kommt das, was der verstorbene König vorausgesetzt hat und erfüllt sich wortwörtlich. Die Not ist da, es ist viel zu viel Konkurrenz vorhanden, dagegen keine Abnahme, und die Ware ist nicht so gut wie die ausländische, und Hoym muß dem verzweifelten Unternehmer bekanntgeben, daß er ihm ebenfowenig das nachgesuchte Monopol erteilen kann, als die Einfuhr der ausländischen Wehsteine verbieten, die ungleich wohlfeiler und besser sind.

Hatten den König die unablässigen Gedanken für den wirtschaftlichen Aufstieg Schlesiens Jahr für Jahr beschäftigt, so galten sie der wachsamsten Beobachtung der Nachbarländer und der militärischen Sicherung der neuerobernten Provinz bis zu seinem letzten Atemzuge. Sein »toujours en vedette« spricht hell und klar aus jeder Äußerung, aus jeder militärischen Maßnahme bis zu seinem Sterbejahr. Wachsamem Auges beobachtete er die Zustände über den Grenzen, und die Antworten auf die Berichte seines schlesischen Ministers hierüber sind Beweise dafür, daß diese Wachsamkeit nicht einen Augenblick nachließ, und daß der König sich klar war, daß das alte Wort »Feinde ringsum« immer noch, auch auf der Höhe seiner Macht, vollkommene Gültigkeit hatte. Da ist ein Bericht von besonderem Interesse, in dem Hoym dem König von der Bezahlung einer ungeheuren Schuldenlast des Prinzen von Teschen durch den Kaiser meldet. Aus des Königs Antwort können wir entnehmen, daß im damaligen Österreich sich schon leise Säkularisationsbestrebungen anzubahnen schienen. Der König erwidert auf den Bericht: »Es ist wohl wahr, daß die Kaiserin bei ihrer Lebenszeit dem Prinzen von

Verordnung

Daß künftig
Du besserer

Erhaltung der Feld-Früchte

Die

Sperlinge

Ausgerottet,

Und zu dem Ende jährlich

Von denen Unterthanen eine gewisse Anzahl
Köpfe von diesen schädlichen Vögeln in die Errens-
Cassen geliefert werden sollen.

d. d. Glogau den 27. April 1744.

G L O G A U,
Gedruckt bey Christian Gottfried Welcher, Cammer-Buchdrucker.

Königlich Preussisch

erneuertes

EDICT,

wider

das Carten-Spiel

von

Bassette, Landsquenet, Pharao,

das

so genannte Biriby, auch alle andere Hazard-Spiele,

es sey

mit Carten, Würfeln, oder andern Zeichen,

sie mögen bereits erfunden seyn, oder noch erfunden werden.

De Dato Berlin den 30ten Decembr. 1774.

Breslau,

gedruckt mit Großischen Schriften

alle 10... 31
21. 1774



5 AUFNAHMEN: ARCHIV

WAGENHAUS FÜR DIE ARTILLERIE IN GLOGAU (1770)

Telchen was gegeben hat, aber 18 Millionen Gulden, das ist ein bißgen zu stark. Wenn das 5-6 Millionen Gulden sind, ist es schon viel; diese Nachricht ist also etwas übertrieben. Daß der Kaiser einen Haufen Schulden gefunden hat, ist wohl richtig, aber man sagt, er wird auf die geistliche Güter fallen, und dabei ist viel zu machen im Österreichischen.« Dann aber fährt der König fort: »Aber auf des Kaisers Neigung zum Frieden und Einigkeit zu bauen, das wäre eine Torheit wer darauf rechnen wollte; die Zeit und Gelegenheit fehlt ihm nur dazu, und wenn die da ist, könnt ihr gewiß versichert sein, daß er nicht säumen wird, alsdann wird der Teufel wohl los sein, mithin ist darauf wohl nicht zu rechnen.«

Zwei Jahre später wird dem König berichtet, daß die Österreicher Magazine nahe an den Grenzen anlegen. Das gibt ihm zu denken, und er schreibt am 16. April 1783: »Aber ich muß Euch sagen, wegen der Magazine, welche die Österreicher da auf den Grenzen anlegen, das kommt mir doch fremde vor und wird wohl nötig sein, daß Ihr ihnen exakt auf die Finger passet, und Euch alle Mühe darum gebet, nun zuverlässig zu erfahren, warum sie so starke Magazine auf den Grenzen anlegen, und was das eigentlich zu bedeuten habe: denn dem Kaiser ist auf keine Weise zu trauen, und will ich Eure weitere Anzeige darüber erwarten.« Im Jahre 1784 wird dem König der Plan der feindlichen Festung Pleß zugefandt. Das ist ihm außerordentlich angenehm, und er schreibt unter dem frischen Eindruck dieser Neuigkeit: »Es ist mir sehr lieb, daß ich nun das gekriegt habe, man muß doch wissen, was ohngefähr dorten gemacht worden. Und wenn dafür was zu bezahlen ist, so könnt Ihr mir das nur sagen, wenn ich dahin komme nach Schlessien, ich will es Euch dann sogleich geben.« Ende Juni 1784 hört man aus dem Reich und auch aus anderen Gegenden her »wunderliche Zeitungen aus Wien«,

wie der König schreibt. Es handelt sich dabei um Nachrichten von großen Pferdeaufkäufen, über den Transport von verdeckten Kanonen nach Böhmen und über den geplanten Marsch österreichischer Truppen nach Flandern und Brabant. »Ich möchte gern wissen, in wie weit das alles gegründet ist. Mir kommen die Sachen nicht ganz zuverlässig vor, sondern mehr wie ausgeprenzt. Ich möchte doch aber alles ganz genau wissen, und habe Euch daher hierdurch auftragen wollen, Euch alle Mühe zu geben, die Wahrheit davon zu erfahren und mir das förderfamstens zu melden, was daran ist, und was Ihr sonst von den Österreichern wißt.« Im gleichen Brief fordert er eine Einwohnerliste Schlesiens an, wie sie im Jahre zuvor angelegt wurde, und auch eine ganz genaue Anweisung von dem Zustande der Leinenfabriken und wie der Leinenhandel geht. Und er schließt den Brief: »Übrigens habt Ihr mir anzuzeigen, wo die drei Kavallerie-Regimenter das Jahr zusammenkommen, bei Haynau oder wo das ist? Das ist mir einerlei, nur will ich das gerne wissen, und könnt Ihr mir das also schreiben.«

Die Kavallerie, das war sein unablässiger Gedanke, die mußte exakt gehalten werden in ihrer Behendigkeit und ihrer Beweglichkeit. Wir kennen die Szenen von der letzten Revue in Neisse, die der König in strömendem Regen abgehalten hat, und die besonders den Kavallerie-Regimentern galt. Schwer krank ist er damals nach Potsdam zurückgekehrt, aber die Arbeit geht weiter. Es gilt ein Freiregiment aufzustellen, und er schreibt am 8. Oktober 1785 seinem Minister: »Mein lieber Etatminister von Hoym, wie ich bin in Schlessien gewesen, habt Ihr mir gesagt, daß bei Einrichtung der Cantons einige Distrikte mit zum Gebirge geschlagen worden, wo sie die Befreiung von der Werbung hätten, wo doch aber keine Linnenfabrikation wäre, als Löwenberg, Haynau oder dergleichen mehr.

Da ich nun gerne eine Generaldesignation haben wollte von allen denen Orten, und was alles darunter begriffen, ingleichen auch von der darin befindlichen Population, um zu sehen, ob man es zur Errichtung eines Freikorps anlegen oder zu anderen Cantons schlagen könne, so trage ich Euch also hiemit auf, eine dergleiche Generaldesignation anzufertigen und an mich einzusenden.« Nun fährt der König in diesem Brief fort und springt auf ein ganz anderes Gebiet über, das ebenso wie die vorigen Beispiele ein Schlaglicht auf seine Wachsamkeit wirft, zugleich aber ein drastischer Beweis davon ist, wie man sich gefährlicher Subjekte auf geräuschlose und elegante Weise entledigte. Hier spricht der erfahrene Soldat und der elegante Politiker. Der König schreibt: »Hienächst habe ich Nachricht bekommen, daß man in Rußland damit umgehe, Feinwollenfabriken anzulegen, und zwar in der Gegend von Neurußland und Taurien, und daß bereits ein Schweizer namens Fuhr aus Zürich gebürtig, der vordem schon einige Jahre zu Berlin sich aufgehalten, choifert worden um nach unseren Landen zu schicken und von hier die Fabrikanten zu debouchieren, welches ich aber nicht haben will. Indessen soll dieser Fuhr bereits wirklich unterwegs sich befinden: ich mache Euch demnach solches hierdurch bekannt, mit der Aufgabe, deshalb dorten auf Eurer Hut zu sein und Eure Maßregeln so zu nehmen, daß auf den Fall, dieser Fuhr sich irgendwo in Schlesien einfinden soll, demselben eine querelle gemacht werde, etwa auf so eine Art, daß ein anderer Bürger oder jemand an ihm Händel sucht, eine Schlägerei mit ihm anfängt, oder was das so ist, um nur Gelegenheit zu haben, an ihn zu kommen und ihn los zu werden, und muß er sodann gleich über die Grenze gebracht werden. Ihr werdet das also bestermåßen besorgen, und ich bin Euer wohlaffectionierter König.«

Was aus dem Handelspion Fuhr geworden ist, wissen wir nicht, denn die Akte betrifft lediglich die Aufstellung des Freiregimentes. Mit einer unwahrscheinlich schnellen und exakten Präzision arbeitet das schlesische Ministerium. Die gewünschte Aufstellung geht heraus, die Garnisonen für die beiden Bataillone werden vorgeschlagen, immer wieder fragt der König zurück »aber ich muß exakt wissen, ob ich dorten an Kasernen noch was bauen lassen muß.« Ein solches Regiment kostet nämlich jährlich 74 530 Thaler 6 Groschen.

Am 26. Oktober, unmittelbar nach dem Eingang des Berichtes, hat sich der König für die Garnison Löwenberg entschieden. »Ich möchte auch noch gerne wissen«, schreibt er, »ob in Löwenberg keine Einquartierung liegt, und wieviel Leute man ungefähr dahin legen kann, ohne daß die Stadt und die dortigen Manufakturen dadurch leiden. Denn ich bin gesonnen, ein Freiregiment da errichten zu lassen, etwa 1200 Mann stark, wozu ich jedoch vom Canton nur 400 Mann dazunehmen werde, mehr nicht, sondern das andere werde ich mit Leuten aus Polen completieren. Die Verpflegung für selbige wird etwa 70 000 Thaler betragen, und diese werde ich auf die Generalkriegskasse assignieren, daß sie also in Schlesien dazu nichts hergeben sollen, im Gegenteil wird alsdann daselbst um soviel Geld mehr ausgegeben und verzehrt werden. Und wenn ich dann weiß, wie viel Leute in Löwenberg ohne Nachteil untergebracht werden können, so will ich alsdann für die übrige Mannschaft Kasernen bauen lassen. Diese Anzeige nun will ich von Euch förderlambst erwarten.« Fünf Tage später schon mahnt der König in einem Handschreiben von sieben Zeilen den von ihm erwarteten Bericht an. Der wird am 4. November erstattet. Inzwischen gibt der Minister mit reitendem Boten dem Baumeister Schulze zu Glogau den Auftrag, unverzüglich nach Löwenberg und Friedeberg zu reisen, um Baupläze für zwei Kasernen zu je 500 Mann auszufuchen. Am 9. November dankt der König für den Bericht seines Ministers und befiehlt ihm, er solle sich aber sogleich auch nach einer Garnison für das zweite Bataillon umsehen. Friedeberg wird als Garnisonstadt nicht für zweckmäßig erachtet, da es zu nahe an der sächsischen Grenze liegt, und die Leute zu leicht desertieren könnten, denn bei den neuen Regimentern sind zu viel unsichere Cantonisten. Bunzlau wird dafür vorgeschlagen. Der König ist damit einverstanden. Aber die Baupläne lassen auf sich warten. Der Minister mahnt sie außerordentlich scharf bei dem Baudirektor Schulze an. Endlich, am 9. Dezember, sind die Kostenanschläge fertig. Der Baudirektor Christian Valentin Schulze, dem Schlesien so manchen klassizistischen Bau verdankt - wir kennen von ihm das Rathaus zu Schmiedeberg, die Garnisonkirche zu

Glogau, das Theater zu Glogau, die Türme zur Kirche zum Schiffelein Christi zu Glogau, und die entzückende Orangerie im Parke zu Sagan -, hat eine faubere Tuschzeichnung der Fassade, des Grundrisses und des Querschnittes einer Kaserne angefertigt, von 35 Fensterachsen, 351 Schuh lang, mit 48 Stuben für 4 Oberoffiziere, 15 Unteroffiziere, 2 Feldscher und 500 Gemeine. Der Kostenanschlag schließt ab mit 23 634 Thaler, 9 Silbergroschen, 10^{2/5} Pfennig.

Der Minister ist außer sich, »Seine königliche Majestät rechnet auf eine Kaserne für ein Bataillon höchstens 14 000 Thaler«, so schreibt er, und er fährt fort: »bei dieser Lage der Umstände wird, wenn es zum Bau der Kaserne kommen sollte, solche nicht von dem B. Schulze geführt werden können, da es ihm, wie ich sehe, noch an Routine abgehe, sondern ich werde mich genötigt sehen, solche von hier (der Breslauischen Kriegs- und Domänenkammer) ausführen zu lassen.«

Das Todesjahr des Königs ist angebrochen. Bis ins kleinste werden die Vorbereitungen für das neue Regiment getroffen. - Am 21. Juli teilt er seinen Ministern mit, daß sie sich am 1. September d. J. in Löwenberg zu versammeln haben. Das ist der letzte Brief des Königs für sein schlesisches Regiment.

Am 17. August 1786 hat er seine Augen geschlossen.

Das Freiregiment von Chaumontet, das zweite dieses Namens, das in der altpreußischen Armee vorkommt, hat seinen großen Begründer nur ganz kurze Zeit überlebt. Schon im Jahre 1787 wird es aufgelöst, und die Mannschaften werden in die Füsilierbataillone 13, 14 und 15 übernommen, die im gleichen Jahre zu Jauer, Bunzlau und Löwenberg errichtet werden. Die Armee hat ihren Vater verloren und ihren Feldherrn, ihren Erzieher, der unermülich über ihr wacht. Starr exerziert sie auf den Plätzen ihrer Friedensgarnisonen. Wo ist der Feldherr, der sie im letzten Jahrzehnt des versinkenden Jahrhunderts gegen die Revolutionstruppen Frankreichs führt? Werfen wir einen Blick vom Todesjahr des großen Königs zwei Jahrzehnte voraus. Die Armee ist ihrer Niederlage entgegengezogen, ihr Befieger steht in der Grabkammer unter der Kanzel der Potsdamer Garnisonkirche und deutet auf den schmalen Sarg: »Wenn der noch lebte, meine Herren, ständen wir nicht hier.«

*

Wenn wir in diesem Ausschnitt das Maß und das einzigartige Wesen der Arbeit des Königs für Schlesien betrachtet haben, das auch für alle anderen Provinzen seiner Staaten und für alle übrigen Zweige der gesamten Staatsführung von gleicher Vertiefung und Eindringlichkeit war, dann werden wir es begreifen, daß alle Zeitgenossen, die das friderizianische Zeitalter erlebten, tief betroffen waren, als dieser nimmermüden Hand der Federkiel entglitt, der tausendfach sein »Friedrich« unter Befehle, Erlasse und Briefe schrieb. Dann werden wir es begreifen, wie die Welt den Atem anhielt, und wir werden jene rührende Frage des schwäbischen Bäuerleins: »Wer soll denn nun die Welt regieren?« ebenso verstehen, wie die ewig gültigen Worte, mit denen Weimars Staatsminister, der schon damals ruhmgekrönte Dichter, des großen Königs Wesen gezeichnet hat:

Willst Du aber die Meinung beherrschen,
Beherrsche durch Tat sie,
Nicht durch Geheiß und Verbot.
Der wackere Mann, der beständige,
Der den Seinen und sich zu nützen versteht,
Und groß dem Zufall gebietet,
Der den Augenblick kennt,
Dem unverschleiert die Zukunft
In der Stirn des hohen Denkers erscheint,
Der, wo alle wanken, noch steht:
Der beherrscht sein Volk.
Er gebietet der Menge der Menschen.
Einen solchen habt Ihr gesehen,
Vor kurzem hinaufwärts zu den Göttern getragen,
Woher er kam.
Ihm schauten alle Völker der Welt mit traurigem Blick nach.



IN DER HISTORISCHEN BLAUDRUCKEREI ZU STEINAU A.O.

V O N E D G A R S C H I N D L E R

Der Blaudruck spielte im 17. und 18. Jahrhundert und bis tief in das 19. Jahrhundert hinein eine große Rolle im ländlichen kulturellen Leben, besonders in Schlesien und Westfalen. Die Bäuerinnen brachten das zuhause gesponnene und oft auch gewobene weiße Leinen zum Blaudrucker »in die Farbe«, der ihnen Mustertücher mit den Abdrucken der in seinem Besitze befindlichen Modelle vorzeigte, nach deren Nummern die Bäuerin die gewünschten Muster für ihr Leinen bestellte. Erschien sie dann wieder, so bekam sie ihr durch Blechmarken gekennzeichnetes Linnen zurück, nun aber tief blau mit Indigo gefärbt und mit gar zierlichen weißen Zeichnungen auf dem blauen Grunde geschmückt, mit welligen Borten und Kanten, phantasiereich über die Fläche verteilten Blumen- und Pflanzengebilden, mit Städteansichten oder mit mancher erfreulichen figürlichen Szene.

Eine solche Blaudruckerei hat sich in dem an der Oder zwischen Glogau und Breslau gelegenen (altertümlichen) Städtchen Steinau erhalten, in dem noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Blaudruckerei in hoher Blüte stand. In vielen Orten Schlesiens bot damals die Blaufärberei und Blaudruckerei ein nahrhaftes Einkommen, die Werkstätten befanden sich oft in Händen einer weitverzweigten Verwandtschaft und von Färberdynastien. Auch der heutige Besitzer der Steinauer Blaudruckerei, Gerhard Stein, bekannt als Breslauer Pressezeichner, ist Abkömmling eines solchen alten Handwerkergeschlechts. Er hat mit großem Verständnis und mit viel Liebe den Betrieb, der von seinem Vorgänger sogar bereits seit 1910 eingestellt war, vor kurzem wieder in Schwung gebracht, unterstützt und gefördert von den zuständigen Landes- und Reichsstellen. Die Tatsache, daß der Reichskonservator dieses Unternehmen stützt, zeigt, daß es sich hier um etwas Besonderes handeln muß.

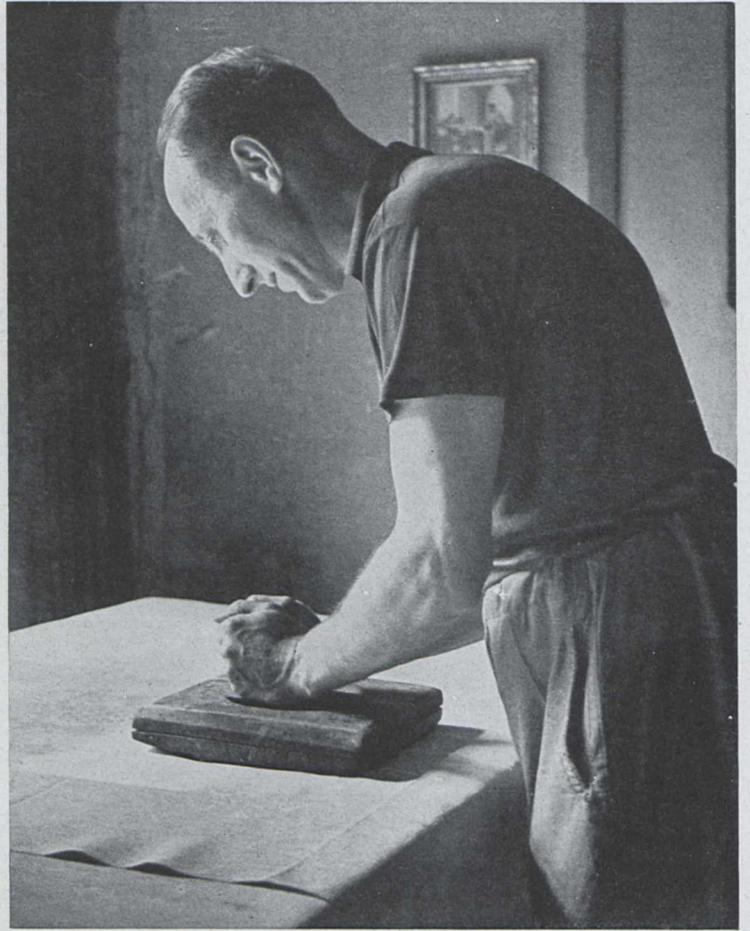
Die Steinauer Färberei wurde 1633 gegründet, in dem Jahre, in welchem Wallenstein im Kampfe mit den Schweden den Oderübergang bei Steinau erzwang, wovon ein zeitgenössischer Stich Kunde gibt. 1763 ging die Werkstatt in den Besitz der Steins über, in deren Händen sie bis heute verblieb. Die Steins sind seit 1680 als Färber in Schlesien nachweisbar, sie saßen in Primkenau, Guhrau, Schlichtingsheim, Stroppen, Lissa, Lüben, Raudten und Polkwitz. Gottfried hieß der erste Stein, der 1763 die Steinauer Werkstatt erwarb und von Guhrau mit einer großen eisenbeschlagenen Truhe, die man noch heute bestaunen kann, nach Steinau übersiedelte. Erhalten ist auch das Verzeichnis der von Gottfried Stein übernommenen Gegenstände, es beginnt mit den Worten: »Der Verkauf der Färberei besteht in 30 Gegenständen«; diese Gegenstände aus dem 18. Jahrhundert sind fast alle noch vorhanden und vermitteln so ein interessantes Bild von der Einrichtung und den Werkzeugen einer Blaudruckerei jener Zeit.

Was findet sich in dem Hause in der Breiten Straße zu Steinau nicht alles an Erbgütern! Ein handgeschriebenes Farbrezeptbuch ist überkommen, das 1705 begonnen und seit 1763 von Gottfried Stein weiter geführt wurde. Wanderbücher kann man studieren, ein Stammbuch für wandernde Gefellen von 1817 mit erbaulichen Sprüchen, weiter eine Menge Familienpapiere, wie Meisterbrief usw. Der kostbarste Schatz aber sind die über 250 alten Druckmodelle mit den reizendsten Ornamenten, die jetzt wieder für die Handdruckerei verwendet werden.

Das Haus ist geradezu ein Museum alter Handwerkskultur. Hat man es durch die eichene Haustüre mit dem klassizistischen Rankenwerk im Türstock betreten (der heutige Bau stammt von 1835/1836, 1834 war bei einem Stadtbrand auch die Blaudruckerei abgebrannt,



1. DER DRUCKER BEIM EINSTIPPEN DES DRUCKSTOCKES

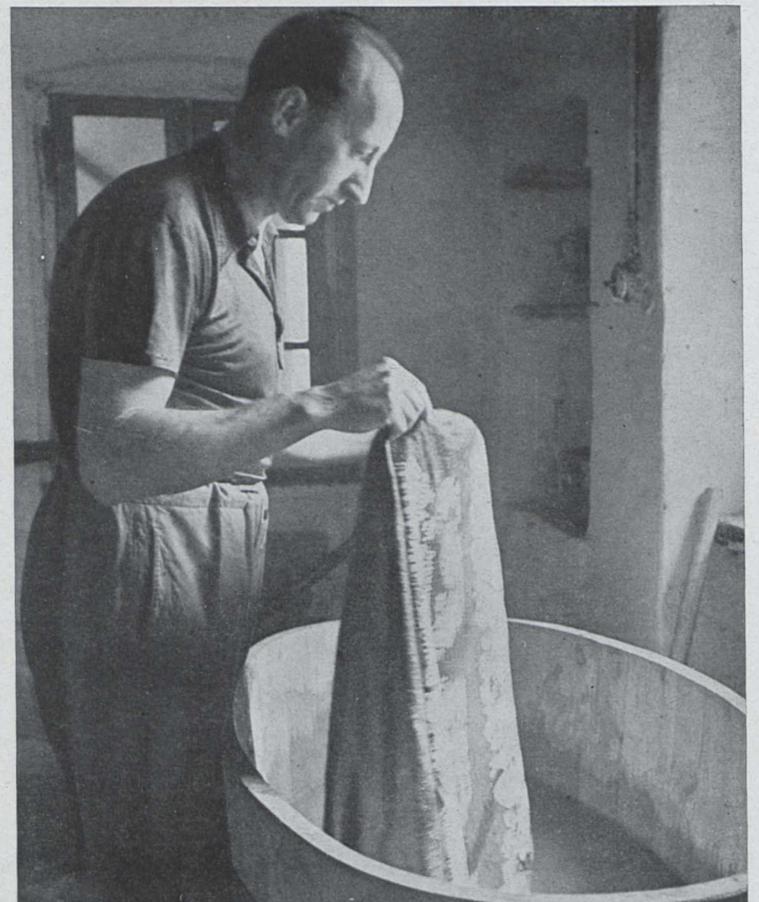


2. ABKLOPFEN AUF DER LEINWAND

3. FÄRBen AM STERNREIFEN IN DER INDIGOKÜPE



4. AUSWASCHEN UND ENTSÄUERN







8 AUFNAHMEN: LANDESBILDSTELLE SCHLESISIEN, K. F. KLOSE

Die Einrichtung wurde gerettet), so glaubt man vom Flur eines Museums aufgenommen zu sein. Da lehnt in der Ecke ein Gewehr der Schützengilde von Annodazumal, an der Wand hängt die umfangreiche Wandertafel aus derbem Leder, mit der die Vorfahren über Berg und Tal zogen, daneben ein altes Musikinstrument mit zwei Saiten. Die Schiebetüren an der Ladentafel können geöffnet werden, durch die sich die Annahme und Ausgabe der Waren abspielte. Holzgeschnitzte, über Eck aufgehängte und farbig gefasste Tafeln von 1817 und 1830 erzählen in zierlicher Umrahmung die Namen sämtlicher Besitzer der Werkstatt bis dahin auf, angefangen vom Namen des Gründers von 1633 Valentin Kretschmer. Die Umschrift lautet:

»Selige Ruhe denen verdienstlichen Pilgrime
Ungeförtes Glück Allen unsern Nachkommen«.

Vom Flur aus betritt man den Raum hinter den Schiebetüren, in welchem Tisch und Stuhl mit geschweiften Beinen und altes Handwerkerzeug zum Schnitzen der Holzmodel, Stücke des Inventars von 1763, aufbewahrt werden. An diesem Tische wurden die köstlichsten Model entworfen und ausgeführt. Der Blaudrucker war in einer Person zugleich auch der Künstler der herrlichen

Model; er mußte zeichnen und schnitzen können, was die innere Einheit dieser alten Handwerkskunst erklärt. Die Model werden heute in dem sogenannten »Gewölbe« aufbewahrt, einem die alte Stadtmauer in feine Wände einbeziehenden Raume aus der Zeit vor dem Brande von 1834, der einmal als Wachstube am früheren Glogauer Tor diente. Die in Birnbaumholz geschnittenen Model sind auf der Rückseite mit Eichenholz, das für die druckende Hand ausgekerbt ist, verbunden. Sie sind ein künstlerischer Genuß in ihrer rokokohaften Eleganz der Linienführung und Verteilung, im Reichtum ihrer Einfälle und der feinen Unregelmäßigkeit ihrer manuellen Ausführung. Vielfach sind die Muster durch eingeschlagene Messingstifte und Messingbänder belebt, ein Verfahren, das hauptsächlich im 18. Jahrhundert geübt wurde; die meisten Modelle rühren aus dieser Zeit her. Es gibt Druckstöcke für breite Flächen und schmale Borten, Mittel- und Füllstöcke und dreieckige Eckstöcke. Manchmal ist der Name des Herstellers in den Stock eingeschnitten.

Mit dieser seltenen Sammlung alter Originalmodel wird heute wieder gedruckt. Um den Arbeitsvorgang zu beobachten, müssen wir uns in die Druckstube begeben, in der ein sudetendeutscher

Blaudrucker, einer der wenigen, die sich noch auf das Handwerk verstehen, seines verantwortungsvollen Amtes waltet. Damit wir den Vorgang, der sich in der Druckstube abspielt, besser verstehen, haben wir uns klar zu machen, daß das Blaudrucken ein sogenanntes Reserve-Druck-Verfahren ist, daß also das schließlich entstehende Muster nicht durch direkten Druck gewonnen wird. Die Zeichnungen der weißen Ornamente der Blaudruckmuster werden wohl mit den Modellen aufgedruckt, aber nur zu dem Zwecke, daß die Masse, mit der gedruckt wird, der »Papp«, beim folgenden Blaufärben die blaue Farbe nicht annimmt. Der mit dem Papp bedeckte und geschützte Leinwandgrund bleibt weiß und erscheint nach Entfernung des aufgedruckten Papps durch ein Säurebad in dem im übrigen blau gefärbten Tuche wieder in der ursprünglichen Leinenfarbe. Es ist also grundsätzlich ein ähnliches Verfahren wie bei dem uralten, schon den Ägyptern bekannten, Batiken, nur daß dort statt mit »Papp« mit Wachs gearbeitet wird.

Das Rohleinen wird zunächst gekocht und damit gereinigt und entfettet, dann getrocknet, gestärkt, appretiert und gemangelt. So vorbereitet wird die Leinwand auf dem Drucktisch ausgebreitet, der ähnlich wie ein Bügelbrett weich gepolstert ist. Hinter dem Drucker steht ein Bottich mit dem eigenartig hell-grünlich-bläulichen Papp, der zum Beispiel Grünspan und Blaustein enthält und in seiner besonderen Zusammensetzung das sorgfältig gehütete Werkstattgeheimnis des Blaudruckers ist. Hängt doch von der Fähigkeit des Papps, die Indigofarbe abzustößen und zu zerstören, das Ergebnis der ganzen Arbeit ab. Der Papp wird auf einen in einem viereckigen Kasten, dem sogenannten »Schaff«, ausgespannten Tuche mit einem breiten Pinsel gleichmäßig aufgetragen und in diesen Aufstrich die Oberfläche des Modells getaucht. Nun drückt der Drucker den Model, dessen erhabene Teile den Papp angenommen haben, mit sicherer Hand an der richtigen Stelle auf die Leinwand auf und schlägt den Holzstock mit der Faust oder mit einem Holzhammer fest an das Tuch. Wenn er das Model wieder abhebt, ist das Ornament, das dann im Endergebnis wieder leinenweiß erscheinen soll, auf das Tuch aufgedruckt. Beim folgenden Blaufärben werden die von dem aufgedruckten Papp bedeckten Teile vor der blauen Farbe bewahrt. Das Drucken erfordert große Übung und Umsicht. Der Papp darf weder zu dick noch zu dünn aufgetragen werden, und der Druckstock muß genau an der richtigen Stelle aufgefeset werden, damit keine Überdeckungen (»Überhänge«) oder Lücken in dem Muster entstehen. Drei Führungsstifte, die »Rapportstifte«, an den Ecken des Druckstocks ermöglichen die genaue Arbeit. Komplizierter wird das Verfahren, wenn der fertige Blaudruck nicht nur in Dunkelblau und Weiß, sondern auch noch in einer Zwischenfarbe oder in mehreren Farben ausgeführt werden soll. Dann muß mit einem zweiten oder weiteren Druckstock, dem »Passer«, gearbeitet werden. Der Passer ist ein Druckstock, mit dem dasjenige Ornament bzw. der Ornamentteil aufgetragen wird, der heller blau als die Grundfarbe hervortreten soll. Nach dem ersten Druckverfahren, das wie oben geschildert, auf den weißen Grund erfolgt, wird dann mit Blau vorgefärbt. Mit dem Passer wird auf den vorgefärbten Stoff nochmals Papp aufgetragen, durch den an den vom Passer vorgeschriebenen Stellen das erste Blau vor der Hauptfärbung verwahrt wird. Nach der Zerstörung des Papps durch ein Säurebad kommen diese Stellen in dem Blau der ersten Färbung wieder zum Vorschein, heller als die dunkelblaue Umgebung, die durch die zweite Färbung entstand, während die Zeichnung des ersten Druckganges selbstverständlich auch hier wieder weiß heraustritt.

Aus der Druckstube begeben wir uns in die Färberei, in der die mit dem Papp bedruckten Stoffe aufgehängt an eisernen Reifen, in die in die Erde versenkten Farbküpen getaucht werden. Aus dem Inventar der Färbestube fällt ein Mörser auf, in dem der Indigo zerstampft wurde. Mit der Einführung des Indigo, hauptsächlich durch die Holländer im 17. Jahrhundert aus ihren Kolonien, war der Aufschwung der Blaufärberei verbunden gewesen. Vorher hatte man die blaue Farbe aus dem Waid (*Isatis tinctoria*) gewonnen, der besonders in Thüringen angebaut wurde. Um die Einführung des Indigo hatten sich harte Kämpfe entsponnen; die Verwendung des Indigo wurde zunächst mit schweren Strafen verfolgt, in Frankfurt am Main 1577 sogar mit der Todesstrafe. Der Indigo setzte

sich aber trotzdem durch und begünstigte die Blüte der Blaudruckerei, die bewirkte, daß die Blaufärber 1743 in Westfalen eine eigene Innung bilden konnten. Man nannte die Blaufärber auch »Schwarzfärber«, da sie Leinwand färbten im Gegensatz zu den »Schön- oder Kunstfärbern«, die Wolle färbten. Im 19. Jahrhundert verdrängte der Kattundruck den Leinwand-Blaudruck.

In der Steinauer Blaudruckerei führt uns der Weg weiter durch den malerischen Hof mit seinem Fachwerkhinterhaus in die Glättkammer, in der noch die Pendelvorrichtung betätigt werden kann, durch die mittels eines glatten Steines meist eines Feuersteines, die fertige Ware geglättet und gegläntzt wurde. Im Mangelraum liegen die Steine der ehemaligen Mangel, der Färberei war eine Roßmangel angegeschlossen.

So bieten uns die Werkstatt Räume der Steinauer Blaudruckerei genug des Merkwürdigen. Wir erfahren auch, daß dem Hause die doppelte Brauereibare eigen war, bis 1850 wurde hier Bier ausgeschenkt. Zum Beweise dient der hölzerne Bierkegel, der den Auschank anzeigte.

Doch nun erwartet uns noch eine weitere Überraschung, wenn wir die Treppe des Vorderhauses hinan in den ersten Stock steigen. Schon das Treppenhaus ist mit alten Stichen - Landkarten und Szenen aus dem alten Schlesien - und mit altem Steinzeug mannigfaltig ausgeschmückt. Überschreiten wir jetzt die Schwelle des Wohnzimmers, so fühlen wir uns um hundert Jahre zurückversetzt. Ein fast ganz biedermeierlich ausgestatteter Raum empfängt uns, in dem von der Tapete bis zu den Utensilien in dem Glaschränken und den Bildern an der Wand samt den Möbeln und zum Teil sogar samt ihrem Inhalt alles eine vergangene Zeit vor uns hinzubauert. Durch die geöffnete Türe fällt der Blick in einen größeren ebenso biedermeierlich eingerichteten Raum, das Gesellschafts- und Musikzimmer mit seinem alten Klavier, auf dessen Notenpult vergilbte handgeschriebene Noten aufgeschlagen sind, mit einem klimpernden Spielwerk und den vielerlei Sachen und Säckelchen, die ein Biedermeierzimmer heimelig machen. Überflüssig zu sagen, daß die schönsten alten Blaudruck-Tischdecken der eigenen Werkstatt aufliegen und Blaudruckbehänge mit Rokoko-Damen und eben solchen Herren die Wände verschönen.

Hier breitet nun auch der Besitzer dieses Erbes die Schätze seiner heutigen Produktion vor uns aus, Tisch- und Mundtücher, Wandbehänge mit all den herrlichen Barockmustern der alten Model. Bewundernd lassen wir einen großen Wandbehang vor uns entfalten, der in alter Darstellung das türmereiche Breslau zeigt. Treu dem alten Handwerkerspruch »Werk durch Erbe« wird hier eine wertvolle Tradition sinnvoll fortgesetzt.



GERHARD STEIN BEIM BEARBEITEN DER DRUCKSTÖCKE



PROFESSOR THEILMANN
„LAMMGUDSACK“ (KACHEL)



PROFESSOR THEILMANN
„PROMETHEUS“ (KACHEL)

DIE SIEBENTE SCHLESISCHE KUNSTAUSSTELLUNG

Die Räume in den beiden Seitenflügeln des Breslauer Schlosses haben in den Wochen der 7. Schlesischen Kunstausstellung einen solchen Strom von Menschen gesehen - an den Sonntagen zum Beispiel innerhalb von nur drei Stunden jeweils 1000 Besucher - daß diese Tatsache allein schon ein eindrucksvoller Beweis für ihre Bedeutung gerade in unserer Zeit ist. Die Ausrichtung auf diese völkische Aufgabe, in entscheidender Stunde der deutschen Geschichte die geistige Geschlossenheit und seelische Unüberwindbarkeit des deutschen Menschen mit allen Kräften des Herzens und des Gemütes zu stärken, gab der Ausstellung das, was wir als charakteristischen Ausdruck der deutschen Menschen der Gegenwart kennen: Haltung. Zu der wohlthuenden Geschlossenheit des Gesamteindrucks im Dienste dieser Aufgabe vereinigten sich die wenigen Arbeiten, die unter dem Eindruck des Zeitgeschehens entstanden sind, vor allem die Bildfolge »Der große Treck« des Görlitzer Künstlers Otto Engelhardt Kyffhäufer, ferner den meisterlichen Zeichnungen Bodo Zimmermanns, einer Arbeit von Heinrich Weimann und einigen weiteren Skizzen von der Front mit den dem Wefen des Schlesiens noch immer am nächsten liegenden, mit Wärme und zurückhaltender Innerlichkeit gestalteten beschaulichen Motiven in Landschaft, Bildnis und Stilleben. Arbeiten von Ferenz, Fleißner, Dürschke, Hirsch, Fuchs, Kayser = Eichberg, Nerlich, Sandrock, Sokol, Sternagel, von Heyduck, Hartmann, Odoy, Ertelt, Hoffmann, Ressel usw. ließen den Reichtum dieses vielgestaltigen Schaffens erleben und erlaubten im einzelnen, Handlung und Reife zu verfolgen. Die Plastik, mit einigen Arbeiten von dell'Antonio, Aschauer, von Gosen, Phillipsborn, Theilmann, Wache vertreten und vor allem die kleine Schau schlesischen Kunsthandwerks, die neben erlesenen Einzelstücken wie immer das Streben der schlesischen Kunsthandwerker zeigte, mit ihrem Schaffen zur Veredelung unseres Gebrauchsgutes beizutragen, rundeten die Ausstellung, in der das Schaffen einzelner für die Gesamtheit der schlesischen Künstler stand, von denen viele ihr Handwerkszeug mit der Waffe vertauscht haben.

Über ihre allgemeine völkische Aufgabe hinaus aber hatte die 7. Schlesische Kunstausstellung noch eine besondere Bedeutung für

das Kulturleben der Heimat. Sie zeigte, daß Schlesien entschlossen ist, für die Erfüllung seiner kulturellen Sendung im Ostraum jede wirkliche künstlerische Leistung zum Einsatz zu bringen. Mit der entscheidenden Wendung des politischen Schicksals Schlesiens hat sich in dem Zeitraum zwischen den beiden traditionellen großen Herbstausstellungen auch der Wandel zu einer lebhafteren Aktivität des schlesischen Kunstlebens vollzogen. Die Resonanz der trotz des Krieges durchgeführten repräsentativen Schlesischen Ausstellungen in anderen Gauen des Reiches, zuletzt in Dortmund, Osnabrück, Karlsruhe und Kiel, ist ein Zeichen hierfür. Um die lebendige Wechselwirkung zwischen den Schaffenden und Empfangenden der Kunst, zu stärken, wird Schlesien, wie Landeshauptmann Adams bei der festlichen Eröffnung der Ausstellung zum ersten Male andeutete, in Kürze im Rahmen einer umfassenden Organisation jedem die Möglichkeit zur unmittelbaren Anteilnahme am Kunstschaffen der Heimat geben und alle zerplitterten Kräfte zu einem großen Einsatz zusammenfassen. Daß die im Dezember in Gleiwitz stattfindende oberschlesische Ausstellung die umfangreichere Teilnahme der oberschlesischen Künstler sowohl an der Breslauer Ausstellung wie an der nächsten Reichsausstellung hemmt, ist ein kleines Beispiel dafür, wie notwendig die nun angestrebte einheitliche Planung der kulturellen Arbeit ist, neben der wichtigen Vermittlung eines möglichst engen und lebendigen Zusammenhanges der Allgemeinheit mit den schöpferischen Kräften der Heimat.

Im Anschluß an die 7. Schlesische Kunstausstellung findet in der Christophorihalle in Breslau wiederum die traditionelle Weihnachts-Verkaufsausstellung Schlesischer Künstler statt. Gleichzeitig werden eine neue Ausstellung durch die Kulturzentren des Reiches, die im Januar in Kassel beginnen soll, und zwei Wander-Ausstellungen durch Schlesien vorbereitet.

Im Rahmen der Schlesischen Kunstausstellung fand wiederum für die Mitglieder der Kunstausstellungsleitung Schlesiens die Verlosung der Kunstwerke statt, die alljährlich aus den Mitgliederbeiträgen angekauft werden.

Dr. Annemarie Schwerdt

**BETRIEBS - KUNST - AUSSTELLUNG
LINKE - HOFMANN AG · BRESLAU**

Auf dem Gebiet der Bildenden Kunst stehen wir heute inmitten entscheidender Bemühungen, den seit den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Erscheinung tretenden Zerfall von Kunst und Publikum zu überwinden und neue Wege zwischen Künstler und Kunstfreunden zu knüpfen. Betriebe und Fabriken umfassen alle Schichten unseres Volkes. Der Wunsch, diesen Arbeitsstätten die Freude an kulturellen Dingen zu vermitteln, um den deutschen arbeitenden Menschen einen Ausgleich zu bieten, ihm eine neue Quelle der Freude zu erschließen, gehört zu den wertvollsten und zukunftsreichsten Aufgaben, die der NS.-Gemeinschaft »Kraft durch Freude« vorbehalten blieben.

Seit 1936 finden hier in Schlesien Kunstausstellungen in Betrieben statt, bis zum heutigen Tage konnten 60 dieser Art durchgeführt werden.

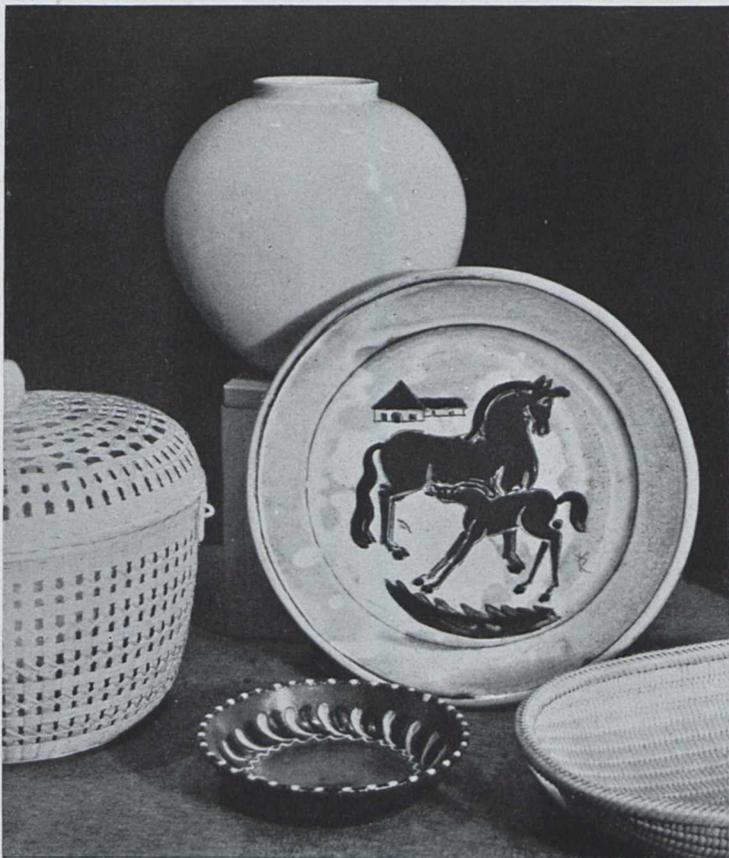
Es ist nun die Aufgabe, die Arbeitskameraden in einen neuen Kreislauf des künstlerischen Lebens und Empfangens einzubeziehen. Das vermittelnde Wort des Ausstellungsleiters, der selbst bildender Künstler ist, veranlaßt den deutschen Arbeiter, sich mit den Dingen der Kunst auseinanderzusetzen, die er hier in der Ausstellung vorfindet. Gemälde, Aquarelle oder Graphik, Plastik und Kunsthandwerk bieten ihm die Möglichkeit, während seiner Mittagspause oder nach der Schicht einen Einblick in das künstlerische Schaffen der heutigen Zeit zu gewinnen. In vollkommen freier und natürlicher Form, ohne Museumsluft steht der arbeitende Mensch vor den Kunstwerken und erlebt oft zum ersten Male, gemeinsam mit seinen Arbeitskameraden die Kunst.

Ende Oktober dieses Jahres fand bei den Linke-Hofmann-Werken in Breslau in Gegenwart des Gauleiter-Stellvertreters die Eröffnung der 60. Ausstellung in einem schlesischen Betrieb statt. Diesmal waren in der Hauptsache Künstler aus dem ganzen Reich vertreten, da es die Absicht war, den Arbeitskameraden die verschiedensten Ausdrucksmöglichkeiten vieler deutscher Landschaften zu zeigen.

Heinrich Kiefer

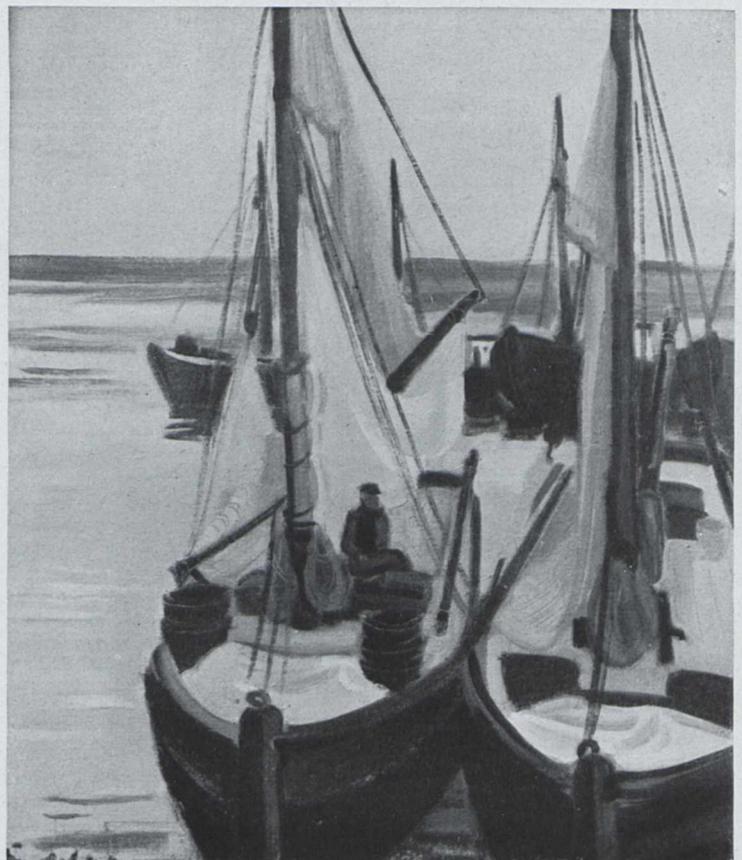


KUNSTHANDWERK AUS DER BETRIEBS-KUNST-AUSSTELLUNG



5 AUFNAHMEN: MARGOT LEINKAUF

SCHIFFE IM HAFEN · ÖLGEWÄLDE VON DÖNSELMANN, GOLDBERG





**Die
Einkaufsstätte
des deutschen
Ostens**

Gediegene

Geschenke

finden Sie in unseren Abteilungen

**Volkskunst
Bücher
Geschenk-Artikel
Rosenthal-Porzellan**

AWAG

Breslau, am Trauentzienplatz

Unsere Versand-Abteilung
erledigt jeden Auftrag schnell
und sorgfältig

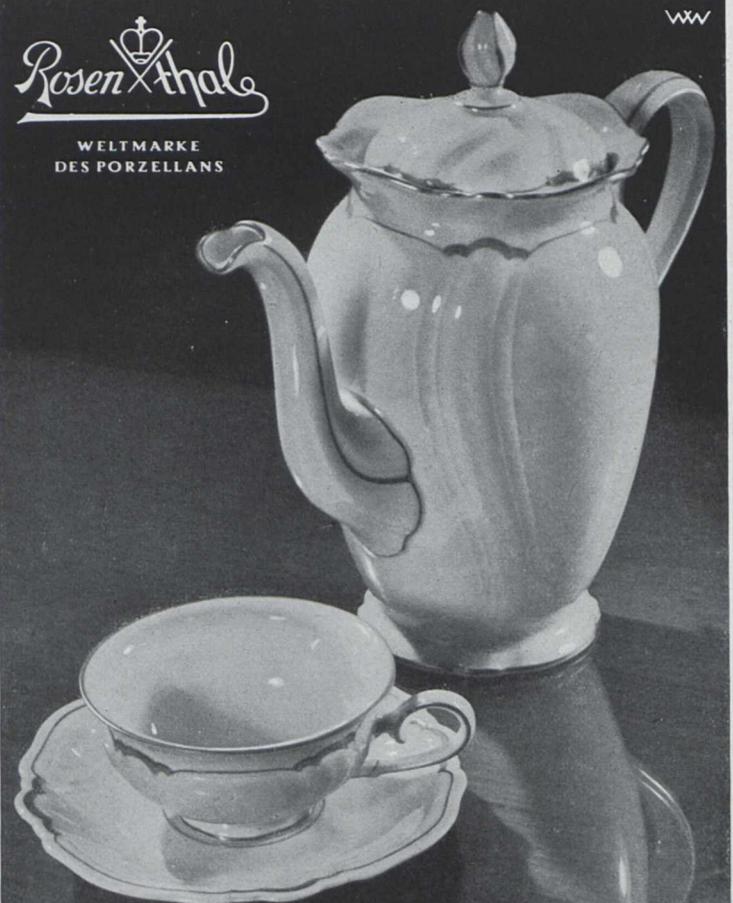
*Durch
Kleidsamkeit
beliebt
sind*



Breslau 5 - Neue Schweidnitzer Straße 15
Das Fachgeschäft für schöne Damenhüte
Zahlungserleichterung durch Kunden-Kredit

Rosenthal

WELTMARKE
DES PORZELLANS



Form „Viktoria“ Rosenthal-Kronach

FRIEDRICHS „MERKANTILISMUS“

SCHLUSS

und Nachteilen, hingereicht auf den Höchstzweck aktiver Staatsmacht. Friedrich hat die ständischen Grenzen nicht abgeschliffen, wie Österreich es zum Beispiel in seiner schlesischen Zeit getan hatte. Dem Adel waren die großen Güter ausschließlich vorbehalten, der Bürger konnte sie nicht erwerben. Dafür stellte der Adel aber dem Heere die Offiziere, und wehe dem Offizier und seiner Familie, »der in der Bataille nicht anbiß«. Der Bauer stellte das Gros der Kantonsisten für das Heer, frondete dem Adel, zahlte die Kontribution, doch das war der kleinere Teil der Steuer im Vergleich zu der Akzise, die der vom Heeresdienst freigestellte Bürger entrichtete. Und der Bauer genoß dem Adel gegenüber den Bauernschutz, und der war unter Friedrich wirksam und wesentlich wertvoller als alle »Tauben auf dem Dache« einer späteren Bauernbefreiung, die mit ihren formal demokratischen Bestimmungen das »Bauernlegen« erst recht in Schwingung brachte. Ein Musterbeispiel für die Art der Gleichgewichtigkeit der Stände, die Friedrich anstrebte und in hohem Maße durch unausgesetzte Wachsamkeit wirklich erreichte, bietet die Ordnung seiner Ernährungswirtschaft, der »Magazinspolitik«, wie man damals sagte. »Marktordnung im agrarischen Sektor« würde man heute sagen. Diese friderizianische Marktordnung schützte den Erzeuger vor den schädlichen Folgen allzureicher Ernte, vor dem störenden Wettbewerb der niederen polnischen Gesteungskosten und schuf doch diesem Lande Abfluß in Zeiten des Getreideüberschusses. Sie garantierte dem Erzeuger die Gesteungskosten und einen gerechten Gewinn, sie sicherte den städtischen Mönchen und die große Masse des hausindustriellen Textilvolkes vor Überteuering durch Spekulation und legte den Getreide- und Brotpreis auf Jahrzehnte fest.

Alles in Friedrichs System war wehrwirtschaftlich für den Ernstfall gedacht, die Magazinspolitik, »die hundert Millionen in meinem Schatz«, die aktive Handelsbilanz, die wirtschaftliche Stände-Ordnung usw. Man sieht, das alles ist überraschend modern. Der ökonomische Friderizianismus steht der nationalsozialistischen Wirtschaftsordnung wie dem korporativen System des faschistischen Italien sehr nahe.

Aber noch hören wir bisweilen den Einwand, Friedrich habe durch seine staatliche Wirtschaftlenkung, durch seine staatlichen Musterwerke usw. die individuelle Initiative erschwert und den privaten Unternehmungsgeist entmutigt. Das genaue Gegenteil ist der Fall. Friedrich hat den privaten Unternehmer, und gerade den modernen industriellen Unternehmer, sein Lebtag lang gesucht, hat ihn, wo er ihn fand, in jeder Weise gefördert. Wo er ihn auch nach langem Suchen nicht fand, hat er allerdings nicht wie zum Beispiel Maria Theresia klein belagert, sondern mit eigenen Gründungen tätig eingegriffen. »Ich muß Fabriken gründen, eigentlich sollte das der Bürger tun«, grollte er dann wohl. Ein andermal erläuterte er grundsätzlich diesen Ausnahmefall: »Wenn es in meinem Staate Dinge gibt, die über die Kräfte meiner Untertanen hinausgehen, so habe ich die Kosten davon zu tragen und sie die Früchte derselben einzuernten«. Diese friderizianische Methode, unter anderem der staatlichen Musterwerke, war fachlich wie psychologisch richtig und hatte den tatsächlichen Erfolg für sich. Im Unterschied zu den westlichen Wirtschaftskulturen, auch denen des deutschen Westens, mußte im Osten mit seiner schmalen bürgerlichen Schicht der Typus des modernen industriellen Unternehmers erst staatlich heraufgezüchtet werden. Diese Hochschulgänge hat bis zur Mitte des 19. Jhds. gedauert und ist selbst in der Zeit nach der mit der Reform einsetzenden Wendung des Liberalismus von rest-merkantilistischen Institutionen (Seehandlung und Gewerbe-Institut) tatsächlich fortgesetzt worden.

Daß dann in den fünfziger Jahren die Schüler ihre Lehrer nach Hause geschickt haben, ist eine Sache für sich und konnte in keiner Weise bei Einrichtungen überraschen, die von Anfang an nur dazu da waren, sich selbst ehestens überflüssig zu machen. Aber es ist einfach nicht wahr, daß private Initiative erst eine Forderung des Liberalismus gewesen wäre; privater Unternehmungsgeist war eine Grundforderung schon des ökonomischen Friderizianismus und in ganz entscheidenden Teilen sogar ein Werk seiner Schöpfung.

Schlesien hat besonderen Anlaß, dem ökonomischen Friderizianismus dankbar zu sein, für den Einsatz staatlicher Kräfte beim Verfagen der privaten. Ohne die staatlichen Musterwerke der Eisen- und Zinkverhüttung (Gleiwitzer Hütte, Baubeginn 1792, Inbetriebnahme 1796;

Königshütte, Baubeginn 1797, Inbetriebnahme 1802; Lydognia-Hütte 1809) wären nicht schon 1805 die ersten privaten Nachgründungen (Antonien- und Hohenlohe-Hütte usw.) erfolgt. Das beweist einwandfrei den andersartigen Verlauf im nahen Ost- und Olsa-Gebiet, wo trotz der überlegenen Kokshochkohle dieser Gebiete, in Ermangelung eines Staates, der die gewaltigen Risiken der Anlaufzeit und der Kinderkrankheiten auf sich nahm, ein volles Menschenalter verging, ehe in Witkowitz der erste private Kokshochofen in den dreißiger Jahren angeblasen werden konnte.

Zusammenfassend sei gesagt, daß das, was den ökonomischen Friderizianismus von den späteren liberalen Systemen unterscheidet, in der Hauptsache darin beruht, daß der Friderizianismus von einer »reinen«, abstrakten Ökonomie, einer Ökonomie bloß der Güterwelt, ohne den Menschen, ohne den konkreten Raum und ohne den Staat nichts weiß und mit vollem Recht nichts wissen wollte. Er trieb politische und soziale Ökonomie, Menscheneinsatz für Staat und Wirtschaft zugleich. Er hatte als Ziel die Größe des Staates, nicht den Reichtum der Nation im Auge. Weil diese Grundauffassung in unserer mitteleuropäischen Lage einfach richtig ist, weil hierzulande, wohl Macht Reichtum nach sich zieht, aber Reichtum noch nicht ohne weiteres Macht ergibt, mußte nach so vielen Niederlagen der liberalen und demokratischen Systeme der Friderizianismus im totalen Staate wieder auferstehen.

Wer es zum ersten Male unternimmt, eine umfassende Darstellung des gesamten politisch-ökonomisch-sozialen Systems Friedrichs des Großen vom Blickpunkte unserer Gegenwart zu geben, wird noch viele andere innerste Bezüge und geistige Wahlverwandtschaften zwischen der Wirtschaftlenkung im absoluten und im totalen Staate darzustellen haben.

Der Friderizianismus ist wiedergekommen im Nationalsozialismus in echter Synthese mit den Ideen einer wahrhaft volkstümlichen Romantik, mit dem Gedanken der Wehrhaftigkeit, Freiheit und Unabhängigkeit. Nicht zuletzt seiner Renaissance im nationalen Sozialismus wird der Kontinent Europa es zu verdanken haben, daß er von den jahrhundertalten Fesseln, die raumfremde Mächte um ihn geworfen hatten, endgültig befreit wurde.

MUSIK

Oper in Breslau

Sahen wir bereits in der vorigen Spelzeit einen rumänischen und einen bulgarischen Dirigenten in unserem Opernhause zu Gäste, so leitete, gleichfalls im Rahmen des Kulturaustausches mit den Südoststaaten, Wenedikt Bobtschewski von der Staatsoper Sofia in den ersten Tagen der neuen Saison eine Aufführung der »Madame Butterfly«. Seine klare Stabführung, die alle Mitwirkenden im Orchester und auf der Bühne zu sicherem Eingehen auf seine Intentionen zwang und damit die Geschlossenheit der Gesamtleistung ermöglichte, seine geschmackvolle Behandlung des Dynamischen und sein echt dramatisches Temperament hinterließen die günstigsten Eindrücke.

Eine Neufokussierung wurde Verdis »Macht des Schicksals« zuteil. Um der schaurig-düsteren Vorgänge willen, in denen mehr der Zufall als eine unentrinnbare Schicksalsmacht die ausschlaggebende Rolle spielt, ginge kein Mensch ins Theater. Aber da ist noch Verdis Musik, eine Musik voll südländischer Verbe und Farbenglut. Vermag sie auch nicht alle Mängel des Textbuches wettzumachen, so fesselt sie doch durch ihre Phantasiefülle in den großen Arien und Ensembles. Sie erfordert darum in erster Linie glänzende Sänger. Die Besetzung der Hauptrollen führte unsere besten Opernkkräfte ins Feld, Liselott Ammermann als Leonora, Carl Erich Ohlhaas als Alvaro, Hans Erich Born als Don Carlos und Hans Kleinski als Pater Guardian, denen sich der Aushilfskünstler Willi Sahler von der Berliner Volksoper als ergötlicher Fra Melitone und Charlotte Müller als raffige Zigeunerin ebenbürtig angeschlossen. Philipp Wülf erfaßte das dramatische Brio der Partitur mit starkem Gefühl, Dr. Werner Müller hielt auf realistische

Lebendigkeit der Szene, und Prof. Hans Wildermann gab der Grundstimmung des Ganzen durch eigenartig fahle Bühnenbilder nachdrücklichen optischen Ausdruck. Die gründliche Vorarbeit des Chordirektors Justus Debelak war vor allem in dem virtuos gelungenen »Rataplan«-Chor erkennbar.

Durchweg neubefest erschien Mozarts »Don Giovanni« (wieder einmal »Don Juan« betitelt) auf dem Spielplan. Nachdem jetzt eine deutsche Uebersetzung die andere jagt, rückt die Textfrage bei Mozart immer mehr in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Eine ideale Lösung stellt die auf unserer Bühne zur Zeit verwendete sprachliche Formulierung von Siegfried Anheiser wegen ihrer vielen Plattheiten nicht dar, weshalb auch einige bekannte Stücke (Duetto, Canzonetta) in der bisher gebräuchlichen Fassung behalten wurden. Das andere Problem liegt bei »Don Juan« in der Einstellung zum psychologischen Grundgehalt des Stoffes. Die Dämonie der Handlung, die Burleske. Unsere Aufführung neigte mehr auf die Seite der opera giocosa. Borna Giovanni war ein feistlich unbelasteter, eleganter Verführer, der lachend seinem Ende entgegenstrebt. Neben ihm trug der ausgezeichnet charakterisierende Leporello des Herrn Kunz die Hauptlasten des Abends davon. Philipp Wüst ließ das Orchester leicht und zurückhaltend musizieren.

Als Erstaufführung eines neuzeitlichen Werkes kam Julius Weismanns komische Oper »Die pfliffige Magd« heraus. Nach einem Lustspiel des Dänen Holberg hat sich der Komponist selbst das Textbuch geschrieben, eine Verwechlungskomödie, die die Übertölpelung des nutzlos umherhaltenden Haustyrannen Herrn Vielgeschrey durch die listigen Umtriebe der Magd Pernille und die damit erreichte eheliche Verbindung zweier Liebespaare zum Inhalt hat. Die rhythmisch prickelnde Musik unterstützt die grotesk wirbelnden Vorgänge nach alter Buffoart. Dr. Werner Müller belebte die Szene durch eine Anzahl eigener witziger Einfälle, für deren breite Entfaltung Prof. Wildermanns Bühnenbild, vielfältige Möglichkeiten bot. Die Musik hatte in Carl Schmidt-Belden einen feinsinnigen Sachwalter. In den Hauptpartien waren Hilde Oldenburg als bewegliche Magd, Erich Kunz als köstlich humorvoll gezeichneter Vielgeschrey und Franz Hahnenfurth als sehr launig beteiligter Oldfux tätig.

Die Operette griff auf ein frühes Werk von Franz Lehár »Wo die Lerche singt« zurück. Den Erfolg des harmlos-heiteren Stückes entschied neben der zündenden Musik, die Dr. Herbert Lindner schwingvoll herausbrachte, die von Pudor lebendig und farbenfroh inszenierte Aufführung mit dem vortrefflich eingespielten Ensemble.

*

Beginn des Breslauer Konzertwinters

An der Spitze der konzertlichen Veranstaltungen werden auch in der Spielzeit 1940/41 die Abende der Schlesischen Philharmonie stehen. Leider wird es zum ersten Male seit Jahrzehnten keine Volkssinfoniekonzerte mehr geben, da Professor Hermann Behr, ihr Begründer und Leiter, am Ende des vorigen Winters wegen Erreichung der Altersgrenze zurückgetreten ist und eine Neuregelung bisher nicht getroffen wurde. Inzwischen kam ein gewisser Ausgleich dadurch zustande, daß jedes der »großen« Philharmonischen Konzerte einen Tag später für die NS.-Gemeinschaft »Kraft durch Freude« wiederholt wird. Aber es bleiben dann für die Öffentlichkeit eben doch nur zehn Konzerte mit zehn Programmen und zehn Solisten, eine immerhin fühlbare Einschränkung gegen früher.

Überblickt man die Voranzeigen der Philharmonischen Konzerte, so bemerkt man die erfreuliche Tendenz, neben der Pflege bekannter Standardwerke zeitgenössischen Kompositionen oder bisher hier nicht gespielten älteren Werken gebührenden Platz einzuräumen. Das Programm des ersten Abends enthielt nicht weniger als eine Uraufführung und drei Erstaufführungen. Das uraufgeführte Werk über ein altes Wiener Strophentied« von Werner Egk erhob allerdings keine besonderen Wertansprüche. Es ist wohl eigens für die Solistin des Konzerts, Erna Berger, die es mit blendender Koloraturfertigkeit und entzückender Anmut vortrug, geschrieben worden.

Erstaufgeführt wurden eine zierlich beschwingte B-dur-Sinfonie von Mozart (K. V. 319) aus der Salzburger Zeit, Dvoraks leidenschaftlich pulsierende G-dur-Sinfonie und die spritzige Rossinische Ouvertüre

zu »Il signor Bruchino«. Die Wiedergabe unter Philipp Wüst wurde jedem Werk in seiner Art gerecht. Einen großartigen Verlauf nahm der zweite Abend. Er brachte kurz nach der Frankfurter Uraufführung Hans Pfitzners neueste Komposition, seine Sinfonie op. 46, heraus. Ohne schwere thematische Gedankenbelastung musiziert der 71jährige Meister hier mit so eingängiger Erfindung, so durchsichtig im Satz und so ausdruckslebendig, im Finale geradezu hinreißend, daß man an dem prägnant kurz gefassten Werk großen Gefallen fand. Der Abgeklärtheit Pfitzners stand das durch seine kontrapunktische Befessenheit (beispielsweise ist der Abschluß eine Fuge mit fünf Themen!) aufwühlende »Konzert für großes Orchester« op. 5 des jungen Dresdners Gottfried Müller gegenüber. Es wurde von Wüst und der Philharmonie mit derselben überzeugenden Hingabe nachgestaltet wie seinerzeit auf dem Schlesischen Musikfest in Görlitz. Walter Gieseking's energiegeladene Auslegung des Brahmschen d-moll-Klavierkonzerts vervollständigte die Vortragsfolge des Abends. Das dritte Konzert stellte den Hörer ausnahmsweise vor keine neuen Tatsachen. Es gewährte ihm den ruhigen Genuß an Richard Straußens sinfonischer Dichtung »Tod und Verklärung«, Tschairowskys Violinkonzert, für das der vielversprechende Berliner Nachwuchsgelber Heinz Stanske seine große Virtuosität einsetzte, und an der fünften Sinfonie von Beethoven.

Im Schloß fand das erste Kammermusik-Konzert unter Philipps Wüsts Leitung statt. Auch hier vermittelte man drei Erstaufführungen, von denen der »Musik im Schloß« eine besondere lokale Bedeutung zukam. Das Werk ist eine fünfstimmige Suite des Breslauer Komponisten Fritz Kofchinsky, mit leichter Hand flüssig und klangvoll für kleine Besetzung geschrieben und ganz in Eichen-dorffische Romantik eingesponnen. Kofchinsky dirigierte es selbst und erntete lebhaften Beifall. Wesentlich eigenwillige Züge wiesen die »Tre canzone italiane« von Eunio Porrino auf, während eine Sinfonia concertante von Johann Christian Bach, dem jüngsten Sohn des Thomaskantors, in ihrer edlen Einfachheit ohne weiteres ansprach. Den Mittelpunkt des ersten Kammermusikabends bildete die Uraufführung eines Streichquartetts in Es-dur des Schlesiens Alexander Echele. Es beglückte durch seine harmonisch wohlklingende und spielfreudige Natur, die sich in knappem Umriss einer gewählten Thematik bedient. Umrahmt wurde es von Regers hier erstaufgeführtem jugendstürmischen g-moll-Quartett - in der überlegenen Meisterung aller beängstigenden Schwierigkeiten eine Ganzleistung des Schlesischen Streichquartetts - und Beethovens reifem C-dur-Werk op. 59, Nr. 3.

Einige unvergeßliche künstlerische Erlebnisse verdankte Breslau dem Erscheinen berühmter Gäste aus dem Reich. Voran sind die Dresdner Philharmoniker unter der überaus feinnervigen Leitung von Kempens zu nennen. Pfitzners Ouvertüre zu »Käthchen von Heilbronn«, Schumanns d-moll-Sinfonie und Tschairowskys Pathétique erstanden durch sie vollendet schön und im Innersten packend. Herrlich auch der Abend des Berliner Kammerorchesters, das im Rahmen der Wehrbetreuung vom Luftgaukommando VIII zu einer Tournee durch sämtliche Fliegerhorste des Bereichs eingeladen worden war. Hans von Benda, ein Dirigent von Musikas höchsten Gnaden, gab mit seiner erlesenen Musikersgemeinschaft köstlichen Werken von Händel, Bach, Mozart, Gluck, Lanner (»Hofballtänze«!) und Haydn eine von höchster Ehrfurcht vor dem Genie zeugende, zum Teil geradezu weihevoll ausgeprägte. In der Magdalenenkirche sang der Leipziger Thomachor, von seinem neuen Führer, Prof. Günter Ramin, geleitet, ergreifende Sätze von Schütz bis Brahms und bestach wie immer durch die unantastbare Reinheit der Intonation und die unübertreffliche Beherrschung des polyphonen Stils. Zum zweiten Male erschien Hans Pfitzner in einer Veranstaltung der Schlesischen Landesmusikschule als Begleiter eigener Lieder, die Gerhard Bertermann sang. Pfitzner öffnete durch sein gefühltiefes Spiel den Zugang zum wundervoll blühenden Garten seiner romantischen Lyrik. Einen anderen Liederabend von Format gab die namhafte Dresdner Sängerin Margarete Tschemacher, einen feinsten Violinabend Vasa Prihoda, ein eindrucksvolles Konzert mit

Geschäftliches (außer Verantwortung der Schriftleitung)
Diesem Heft liegt ein Prospekt der Firma H. Goverts Verlag, Hamburg, bei.

sechs Beethoven'schen Sonaten Wilhelm Kempff. Klangprächtigen Männergesang bot der Ukrainische Nationalchor. Edlen Belcanto hörte man von zwei Mitgliedern der Mailänder Scala, Toti dal Monte und Augusto Beuf.

Zu Beginn eines von KDF. eingerichteten Zyklus »Auserlesene Musik an auserwählten Stätten Breslaus« ließ das Bläserquartett der Berliner Philharmonie im mittelalterlichen Saal des Kunstgalerie-Museums ein Quartett von Karl Stanitz und in Verbindung mit dem Pianisten Hans Erich Riebenfahm zwei Quintette von Mozart und Beethoven in feinstgeschliffener Rundung und Ausgeglichenheit erklingen.

Auch eine Anzahl einheimischer Künstler wartete mit hochanerkennenswerten Leistungen auf. An zwei Abenden musizierte der Poznańskreis in der Universität und zeigte hervorragende pianistische Begabungen in zielsicherem Aufstieg. Nora Wallošek erwieb in einem eigenen Konzert ihre vielseitige Darstellungsfähigkeit und technisch gut fundierte Könnenhaft. Ein monumentales Programm (Brahms f-moll-Sonate, Händel-Variationen und Liszt's h-moll-Sonate) spielte Manfred Evers in großzügigem Stile. Carl Graf Püchler, der Nestor der schlesischen Pianisten, erschloß mit bewundernswerter Frische und Gedächtnistreue in zwei Sonntagsmatineen wieder den Tiefengehalt Beethoven'scher Sonaten.

In die brausende Fülle der musikalischen Begebenheiten dieser zwei Monate klang ein Trauertönen: Am 21. September starb im Alter von 73 Jahren Paul Plüddemann. Mit glänzenden geistigen und künstlerischen Gaben ausgestattet, hatte sich der Verewigte, dem Breslau zur zweiten Heimat wurde, einen hochgeschätzten Namen als Stimmbildner, Musikschriftsteller, Pianist und Dirigent erworben. Die Konzerte des von ihm geschaffenen und geleiteten »Plüddemann'schen Frauenchors« standen in der Kultur des Vortrags einzig da. Das gesamte Gebiet der Frauenchorliteratur wurde durch sie in idealer Weise der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Wie sich die Zukunft des Chors nach dem Tode seines Meisters gestalten wird, ist noch ungewiß.

Wilhelm Sträubler

THEATER

Das Breslauer Schauspielhaus eröffnete die neue Spielzeit mit einer Neuinszenierung des Kleist'schen Schauspiels »Das Käthchen von Heilbronn«, dem bekanntesten und wohl auch volkstümlichsten Werk des Dichters. Vielleicht ist es gerade die Märchenstimmung dieses Spiels, die den Zuschauer immer wieder so ergreift und gefangenimmt. Zart und innig ist dabei die Sprache der Dichtung. Oberspielleiter Kurt Hoffmann verstand es vortrefflich, die wundervolle Sprache des Dichters zum Klingen zu bringen.

Eda Seppel als Klärchen ergriff durch ihr befeeltes, anmutiges Spiel, neben ihr stand Kurt Lieck als Graf vom Strahl, beherrscht und männlich. Die übrigen Darsteller fügten sich gut in den Gesamtrahmen ein.

Es soll dahingestellt bleiben, ob man Gerhart Hauptmann und sein dichterisches Schaffen nicht durch ein anderes Werk besser geehrt hätte als durch die Aufführung seines Traumspiels »Elga«, das in Anlehnung an Grillparzer's Novelle »Das Kloster beim Sandomir« entstanden ist. Die Bühnenwirksamkeit des Stückes kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Dichtung dem Zuschauer sonst

nur wenig zu geben vermag. Die Figuren des Stückes sind nur schwach umrissen, sind ebenso Fragment geblieben wie das Schauspiel selbst.

Stefan Dahlen hatte sich mit viel Liebe des Stückes angenommen und für eine besonders bühnenwirksame, erfolgreiche Aufführung Sorge getragen. Unterstützt wurde er dabei zweifellos von den stimmungsvollen Bühnenbildern Lise Lotte's Erlers. Von den Darstellern seien besonders Hilburg Freye in der Titelrolle, Otto Nißl als Graf Starčenski, Fritz Luther als Oginski und Richard Täufel als Timoska erwähnt.

Anlässlich des 75. Geburtstages des Dichters fand eine Neuinszenierung von Max Halbes »Jugend« statt. Erneut konnte man dabei feststellen, daß das Jugenddrama Halbes auch heute noch den Weg zum Herzen des Zuschauers findet. Die darstellerischen Leistungen waren famos auf einander abgestimmt. Besonders hervorzuheben ist das Spiel Richard Täufels als Pfarrer Hoppe.

Das Lustspiel »Karl III. und Anna von Österreich« von Manfred Rößner hat mit historischen Dingen nichts zu tun. Es ist ein Stück mit nur zwei Personen, bei dem es in der Hauptsache um das Problem Liebe und Ehe geht. Geschichte sind die Knoten geschürzt, bis sich dann schließlich alles in Wohlgefallen auflöst. Fritz Schmiedel hat das alles sehr nett und spritzig inszeniert. Er spielt auch sehr ansprechend die männliche Rolle des Lustspiels als Partner von Grete Kretschmer, die ebenfalls ein ausgezeichnete Partie liefert.

Einen großen Erfolg brachte die Neuinszenierung der Posse »Ein en Jux will er sich machen« von Johann Nestroy. Der witzige, scharfgeschliffene Dialog des Stückes, das nun fast schon ein Jahrhundert überdauert hat, die leicht-beschwingte Art über die Schwächen seiner Zeitgenossen zu spötteln, das ist eben »klassisch« für Nestroy.

Eine weitere nette Abwechslung im Spielplan des Schauspielhauses brachte die Erstaufführung der Komödie »Lauter Lügen« von Hans Schweikart. Das Stück bringt zwar keine großen Offenbarungen, ist aber sonst recht flott und unterhaltsam geschrieben. Es wird sicher schon wegen seiner Bühnenwirksamkeit und wegen seines witzigen, unbeschwertem Dialoges seinen Weg machen. Fritz Schmiedel, der die Regie führte, hatte großen Anteil an dem Erfolg des Abends. Es wurde sehr frisch und lebendig gespielt. Der Beifall war überaus herzlich.

Die Uraufführung des Schauspiels »Das Mädchen aus Virlik« von Milan Begovic in der deutschen Bearbeitung von Fred Alten steht ganz im Zeichen eines kulturellen Austausches zwischen dem Reich und den Ländern des europäischen Ostens. Das Drama spielt in Dalmatien, der gebirgigen Heimat des Dichters, und behandelt die Rivalität zweier Männer um das Mädchen Lela.

Einen vollen Erfolg erzielte die Aufführung der Komödie von Otto Ernst »Flachsmann als Erzieher«. Die Handlung des Stückes ist fraglos sehr geschickt angelegt. Bruno Harprecht führte geschickt und lebendig Regie. Die Stimmung des Humors und der sprudelnden Heiterkeit riß bis zum Schluß nicht ab und übertrug sich auf das Spiel der Darsteller, bei denen es keine Verfälscher gab. Das Publikum spendete starken Beifall, oft bei offener Szene.

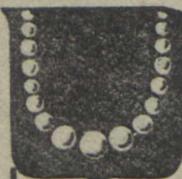
Herbert Lindner

Geschäftliches (außer Verantwortung der Schriftleitung)
Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages v. Hafe & Koehler, Leipzig, bei.



Neue Freianlagen im Breslauer ZOO

Jeden Dienstag, Donnerstag und Sonntag: Billiger Tag!



Brillant-Schmuck
 Perlen + Goldschmuck
 Echtes Silber - Gute Uhren
 empfiehlt in großer Auswahl

Juwelier *Hillmann*
 Breslau
 Ohlauer Straße 1



Juwelier *Hillmann*
 Breslau
 Ohlauer Straße 1



kauft ständig
 hochwertige Schmuckstücke
 mit Brillanten, Perlen, bunten Edelsteinen
 Silbergegenstände - Gold
 Altes Silbergeld

40/50451

SCHRIFTTUM

Hans Kraufe-Margraf: Breslau. Artige und unartige Lieder nennt der Verfasser seine Verse, und diese Unterscheidung kündigt schon an, daß man hier keinerlei lokalpatriotische Peinlichkeiten zu erwarten hat. In der Tat bläst ein frischer Wind heiterer Ironie durch alle die uns Breslauern so vertrauten Ortlichkeiten, die den Schauplatz der Ereignisse hergeben. An den Anfang stellt Hans Kraufe-Margraf einige von jenen Wahrheiten, die man nicht oft genug wiederholen kann, dann greift er mit sicherer Hand aus dem Panoptikum der schlesischen Hauptstadt Szenen und Gestalten heraus, deren Schilderung der Eingeborene nicht anders denn mit vergnügtem Schmunzeln lesen kann. Gelegentlich wandelt er gravitätisch auf Hexametern daher, so, wenn er die Leute beschreibt, die den Karpfen im Stadtgraben zuschauen, und in der feierlichen Behäbigkeit dieses Versmaßes unterlaufen ihm allerlei ganz beachtliche Feststellungen, die wir in der alltäglichen Prosa und im profanischen Alltag niemals beachten würden - etwa, daß es gewöhnliche Menschen gibt, »die man Fußgänger nennet, und die sich selber bewegen«.

Es ist so überaus selten, daß Breslau von seinen Kindern besungen wird, daß die netten und unterhaltfamen Lieder von Hans Kraufe-Margraf schon aus diesem Grunde eine wohlwollende Aufnahme verdienen. Georg Müller hat das Büchlein, das der Schlesien-Verlag in einer anspruchlosen und doch ansprechenden Gewandung herausgebracht hat, mit Zeichnungen geschmückt, deren frische Jungenhaftigkeit sich dem Grundton der Worte sehr gut anpaßt.

Dr. Alfred Bönsch

SCHLESIEN, ZEITSCHRIFT FÜR DEN GESAMTSCHLESISCHEN RAUM

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Karl Heinz Kreutel. Verlag: Gauverlag NS-Schlesien G. m. b. H., Breslau 5. Druck: NS-Druckerei, Breslau 5. Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung Breslau 2, Gartenstraße 74, im Landeshaus. Für unvorhergesehen eingelangte Manuskripte und Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung. Bezugspreis: Vierteljährlich 2,- RM. zuzüglich 4 Rpl. Bestellgeld. Einzelheft 1,- RM. Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden, oder auch direkt beim Verlag Breslau 5, am Sonnenplatz (Postfachkonto Breslau 74 822, Fernruf 525 51 und 525 55). Anzeigenpreise (nur Seitenteile) nach Preislifte Nr. 1. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Walter Gehrke, Breslau.

Wir empfehlen bedeutsame Neuerscheinungen

DEUTSCHER GEIST

2 Bände Ein Lesebuch aus zwei Jahrhunderten RM 13.50

Selten zuvor wurde deutscher Geist - durch Darsteller und Dargestelltes gleichzeitig verkörpert - in so umfassender und einheitlicher Größe dem Leser ins Bewußtsein gerückt.

**ERICH MÄRCKS
 BISMARCK**

623 S. Eine Biographie RM 12.-

Was dieser Biographie den Vorrang vor anderen sichert, ist neben der unvergleichlichen Kunst der Charakterzeichnung der überall zu spürende lebendige Hauch des großen Staatsmannes, mit dem Erich Märcks jahrelang in enger Verbindung stand.

MOLTKE

Gespräche

248 S. Die Gespräche des großen Schweigers RM 5.80

Moltkes sprichwörtliche Wortkargheit, die ein wesentlicher Zug seines Charakters war, ist keine Legende. Doch seine Schweigsamkeit hatte ihre Grenzen. Moltke konnte bei aller Zurückhaltung mitteilend und gesprächig sein. Dieser einzigartige Band beweist von einer ganz anderen Seite das Unmittelbare dieser großen soldatischen Natur.

WILLY KRÄMP

DIE FISCHER VON LISSAU

444 S. RM 6.80

Es ist aus dem Osten lange kein Buch gekommen, dem man eine so tiefe, fraglose Gültigkeit zusprechen darf. Dieser Roman gehört zu den wenigen der letzten Jahre, mit denen man wiederholt und immer vertrauter umgehen möchte, weil sie auch bei ernüchterndem Abstand nicht versagen.

BRESLAU
 Ring 58



KATTOWITZ
 Grundmannstr. 20

Rhische KÖHLER & LORENZ

BRESLAU 1 • KUPFERSCHMIEDESTR. 41 • RUF: 51424

Buchhandlung
P. Schweitzer Nachf. Beyer & Soblik
 Breslau 5, Tauentzienplatz 9

Großes Lager in Büchern aus allen Zweigen der Literatur
 Karten der Landesaufnahme - Autokarten



Bücher belehren
 Bücher unterhalten
 Bücher erfreuen

Alfred Fritzsche · Buchhandlung
 Breslau 16 / Tiergartenstraße 23 / (Scheitniger Stern)
 Leihbücherei: Kaiserstraße 15
 Fernsprecher 46965



Riegner & Hirschmann

Vorriehsstelle für Modelle des Amtes „Schönheit der Arbeit“
Breslau 1, Ring 29, Eingang Ohlauer Straße, Ruf 23431

Möbel für Büros, Kantinen, Gefolgschaftsräume, Porzellan, Bunzlauer Brauzeug,
Bestecks, Beleuchtungskörper aus Holz u. a. m.



Gewährung von Hypotheken
Ausgabe von Pfandbriefen
und Schuldverschreibungen

Wenn in Breslau

Dann besuchen Sie die „Drei von Frank“

1. Die große Schöne, Ring 19
2. Die kleine feine, Ring 46
3. Die alte Bekannte, Blücherplatz 12
im Riembergshot

Konditorei Frank

Pianos · Radio

neu und gebraucht in allen Preislagen

J. Grosspietsch

Piano- und Radiohaus

Breslau 2, Schweidnitzer Stadtgraben 22
Neue Taschenstraße 34 · Ruf 24521



Geschw. **Hoенiger**
BRESLAU 13, STRASSE DER SA. 10

Wer sein Büro gut eingerichtet, hat nie auf „Hoенiger“ verzichtet !

Büromöbel
Büromaschinen
Bürobedarf



Büro-Bedarfsges. Breslau Inhaber Arnold von Kondratowicz

Telefon: Sammel-Nr. 67241 • Über 1000 qm Ausstellungs- und Lagerräume

Taumentzienstraße 53

Wir liefern:

Schreibmaschinen
Buchungsmaschinen
Additionsmaschinen

Rechenmaschinen
Adressiermaschinen
Werbebriefdrucker

Vervielfältiger
Registrierkassen
Buchhaltungen

Kartelen
Registaturen
Drucksachen

Feine Briefpapiere
Füllhalter
u. a.

Schmuck • Keramik • Textil •
Volkunst-Stoffe • Holzarbeiten • Glas •
Kunstgewerbehaus
Schlesien
Fuh-Paul-Nord • Breslau-Funkhertstr. 1
• Stiche • Gemälde • Aquarelle •



Fachgeschäft für Mal- und Zeichengerätschaften
Breslau 1, Taschenstraße 29-31 • Fernruf 54682



Seidel & Pohl
BRESLAU
Schweidnitzer Str. 27 gegenüber der Oper
Maß-Schneider • Herrenausstatter

Bankhaus E. Heimann

Breslau • Danzig • Strehlen i. Schles.

Gegr.
1811

Hauptgeschäft: Breslau 1 — Ring 33/34
5 Depositenkassen in verschiedenen Stadtteilen

Gegr.
1811

Ausführung sämtlicher bankmäßigen Aufträge



Das Zeichen der Deutschen Apotheke

Fleiß und Arbeit, Treue und Zuverlässigkeit
begründeten und erhalten das Vertrauen zur
Deutschen Apotheke

